No. 7 / Januar 1993

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Doppelbödige Botschaften

Die Massenmedien und das Migrationsphänomen

Die Morde von Mölln haben zu einem Wendepunkt in der öffentlichen Diskussion geführt. Nun, da der „Verfassungsschutz von unten" als breite soziale Bewegung daherkommt, werden Aktionen gegen Fremdenhaß als Medienereignisse in Szene gesetzt. Frühere Versäumnisse der Massenmedien dürfen darüber allerdings nicht vergessen werden.

Die Medienszene brüstet sich gerne damit, „ausländerfreundlich" zu sein. Bei aufmerksamer Betrachtung aber zerbröckelt dieses Bild. Weit davon entfernt, hier zahlenmäßig gestützte Befunde aus Inhaltsanalysen vorweisen zu können - dieses Feld wird von der Kommunikationswissenschaft derzeit kaum beachtet -, lassen sich eine Reihe von problematischen Mechanismen erkennen in der Nachrichtenauswahl, im Vokabular, in den Diskursformen und im Umgang mit der Informationspolitik staatlicher Stellen.

Das weltumfassende Migrationsphänomen hat eine lange Vorgeschichte und wird uns noch lange beschäftigen. Seine tiefsitzenden wirtschaftlichen, politischen und sozialpsychologischen Wurzeln sind auf komplexe Weise miteinander verwoben. Einfache und kurzfristig wirksame Lösungen kann es nicht geben.

Das „Asylproblem" ist Artefakt und Kompensationsfeld eines politischen Versagens. Obwohl seit rund dreißig Jahren faktisch Einwanderungsland, hat die alte und - trotz noch dringlicherem Bedarf - auch die neue Bundesrepublik keine geordnete und umfassende Einwanderungspolitik betrieben. Die Ausländerbeauftragten auf kommunaler und überregionaler Ebene sind kaum mehr als Goodwill-Einrichtungen. Das geltende Staatsbürgerschaftsrecht beruht auf biologistischen Vorstellungen und behindert konkret die Integration der „Gastarbeiter" bzw. ihrer Kinder und Enkelkinder. Nicht zuletzt das Fehlen eines entsprechendes Einwanderungsgesetzes hat auch die Zahl der Asylverfahren in die Höhe getrieben. Die Änderung eines Paragraphen im Grundgesetz allein, wie auch immer sie aussehen mag, wird an dieser Migrationsproblematik nichts ändern.

Welche Interessen spielen hier eine Rolle? Welche bewußten oder unbewußten Motive der politischen Eliten erklären dieses Versagen? Wo ist der Journalismus, der diesen Jahrhundertskandal aufdeckt?

Das Vokabular, dessen sich die Medien im Themenfeld Migration und Asyl bedienen, steht bestenfalls in der Tradition des Verlautbarungsjournalismus, schlimmerenfalls - wenn es eigenständig gewählte Begriffe oder Wortneuschöpfungen sein sollten - offenbart es mangelnde Kenntnis, Reflexion und Sensibi-

INHALT

Thema.....1
Neue Bücher.....4
Tagungen.....5
Essay.....8
Namen&Nachrichten.....10
Arbeitsgruppen.....12
Selbstportrait.....13
Forschung.....14
Ausland.....15

EDITORIAL

Was im Bereich der wissenschaftlichen Kommunikation Hand und Fuß hat, das hat normalerweise auch Fußnoten. Die Fußnote ist, so definiert der Brockhaus, eine „durch Sternchen oder hochgestellte kleine Ziffer gekennzeichnete Anmerkung unter dem Text einer Druckseite".
So einfach wie der zuständige Lexikonredakteur sollte man es sich allerdings nicht machen. Der Fußnotentheoretiker Peter Rieß hat in seinen Prolegomena und Paralipomena zu einer systematischen Fußnotenlehre morphologisch zwischen echten, angehängten, apokryphen und Pseudofußnoten unterschieden. Wichtiger noch ist sein funktionaler Zugang zu dieser lange mißachteten Textsorte. Hier differenziert er unter anderem zwischen Vorsichtsfußnoten, Abrückfußnoten, Meinungsstreitfußnoten, Vergeßlichkeitsfußnoten, Kartellfußnoten, Weihrauchfußnoten und Tarnfußnoten.

AVISIERT

Die empirische Fußnotenforschung ist noch unterentwickelt. Sie sollte im interdisziplinären Vergleich vor allem prüfen, ob der Eindruck richtig ist, daß in unserem Fache die Nabelschau- und Selbstbespiegelungsfußnoten einen besonders fruchtbaren Boden finden. Hier empfiehlt sich eine Zusammenarbeit mit der neueren Zitatforschung, die gegenwärtig vor allem von Semiotikern betrieben wird (Stichwort: Selbstzitat).
Bei der Fülle der Textsorten, die uns Aviso bietet – auf eine sehr basale mußten die Leser (und die Schreiber) bisher verzichten: auf die Fußnote. Ab sofort machen wir allerdings in jeder Ausgabe eine Ausnahme: Das neueröffnete „Fußnotenmuseum" präsentiert jeweils ein Exemplar, das uns wert scheint, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ausstellungsstücke werden gern entgegengenommen. *Walter Hömberg*

lität auf historischem und sozialpsychologischem Feld.

Wie kam die Bezeichnung „Asylant" eigentlich in die Mediensprache? Nach der Amtssprache handelt es sich um Asylbewerber, nach dem Sinn des Grundgesetzes haben wir es mit Flüchtlingen zu tun. Wessen Asylantrag anerkannt wurde und wer infolgedessen Aufenthaltsrecht hat, ist eben hierzulande Ausländer. Will man an der feinen Unterscheidung von (echten?) politischen Flüchtlingen und (unehrenhaften?) Wirtschaftsflüchtlingen festhalten, müßte immerzu auf das Fehlen einer geordneten und umfassenden Migrationspolitik hingewiesen werden.

In den Medien aber ist nicht vom Schein-Politiker die Rede, sondern vom „Schein-Asylanten". Die Genese dieses Begriffs zu verfolgen, den ein so ehrenwertes Blatt wie der „Spiegel" gern benutzt, wäre aufschlußreich. 1986 brachte das Hamburger Magazin eine Serie mit dem Titel „Die Spreu vom Weizen trennen". In fünf Folgen wurden einzelne Flüchtlingsgruppen, säuberlich sortiert nach Herkunftsländern, behandelt. Die folgenden Zwischentitel waren dort jeweils als Zitat wiedergegeben, so wie der Titel der gesamten Serie auch: „Denen ist es zu Hause einfach zu langweilig", „Amoureuse Stunden für den Strohmann", „Für 1400 Mark eine behinderte Analphabetin". Was dieser Serie und vielen Berichten davor und danach gemeinsam ist: Ausländer stehen im Wohlstandsland Bundesrepublik im Kontext von Prostitution und Drogenhandel. Ihre Herkunftsländer sind nichts als dumpf, rückständig, korrupt. So einfach ist das. Im „Spiegel" nicht anders als in der „Bild"-Zeitung.

Die Botschaft des „Spiegels" ist bis in die Gegenwart doppelbödig. Wird vordergründig eine liberale und aufgeklärte Haltung vertreten, so signalisieren Wortwahl, aber mehr noch Bilder und Graphiken Bedrohliches. In einer Infographik ist die kleine Bundesrepublik umgeben von mächtigen zugespitzten Pfeilen, die die Ströme der „Asylanten" symbolisieren. Diese graphische Form ist sonst zur Kennzeichnung von militärischen Bewegungen üblich.

Zufall, Fahrlässigkeit oder grober Verstoß gegen Regeln journalistischer Verantwortung? Produkt eines in der Bundesrepublik wie auch anderswo bestehenden Rassismus, der hierzulande in spezifischer Weise zum Ausdruck kommt, tabuisiert, ins Unterbewußtsein verdrängt, verbogen, eben in doppeldeutige Aussagen gekleidet? Vielleicht ist das Deutschland-Bild im Ausland auch deshalb so schnell umgeschlagen ins Negative, vergleichbar einem Kippbild, weil die Doppelbödigkeit der Medienbotschaften dort klarer erkannt wird als hierzulande.

Erinnern wir uns an den „Deutschen Herbst" von 1977, als Regierung, Justiz und Polizei die RAF verfolgten. Von „Terroristen" war damals die Rede, von „Extremisten" und Bandenkriminalität. Die Täter von heute sind „Jugendliche" (selbst die über 20jährigen), die Terrorakte gegen Ausländerinnen und Ausländer werden als „Ausschreitungen" und „Krawalle" bezeichnet. Jargon der Polizeiberichte und Justizbehörden, unkritisch unter Zeitdruck übernommen?

Nach einer verbreiteten Lesart beginnt die Chronik der rechtsradikalen und neorassistischen Gewalttaten im Jahre 1990. Damals wurde aus einer Gruppe von 50 bis 60 Skins heraus der Angolaner Amadeu Kiowa ermordet. Wie viele Zeilen war dieses Ereignis damals wert? Im August 1992 lieferten in Rostock-Lichtenhagen rund 500 junge Männer vor 2000 bis 3000 Zuschauern der Polizei eine Straßenschlacht. Im Anschluß brannte ein Flüchtlingsheim, bewohnt von Sinti und Roma aus Rumänien. Im November 1992 schließlich waren die drei im Feuer umgekommenen Türkinnen in Mölln allen überregionalen Tageszeitungen Aufmacher wert.

Ein Alarmsystem hätte den Medienschaffenden längst signalisieren müssen, daß sich äußerst brisante Gewalteskalationen abzeichnen

Die Rangfolge der Agenda spiegelt auch die Wertung von Nationen, die den Deutschen nahestehen, und von Arbeitskräften, die die deutsche Wirtschaft braucht. Und ganz ähnlich erhielten Appelle der Wirtschaftsverbände, die sich besorgt zeigten über das Prestige Deutschlands auf ausländischen Märkten, mehr Aufmerksamkeit als Appelle von kirchlichen, privaten oder UNO-Flüchtlingsorganisationen.

Da haben die Nachrichtenredaktionen bei Zeitungen, Funk und Fernsehen nur eben wiedergegeben, wie die Agenturen Ereignisse, Institutionen und Verbände im Normalfall nach bestimmten Rangfolgen ordnen. Ein Alarmsystem aber hätte den Medienschaffenden schon längst signalisieren müssen, daß sich hier äußerst brisante Gewalteskalationen abzeichnen.

Die ganz normalen, allerorts üblichen Nachrichtenfaktoren sind es wohl immer wieder, die die redaktionelle Auswahl bei der Migrationsberichterstattung steuern, sei es im internationalen, nationalen oder lokalen Bereich. Das Ergebnis einer Steuerung entlang der Faktoren Negativität, Sensationalität und Konflikthaftigkeit ist ein dunkles, bedrohliches Medienbild von Migranten und Migrantinnen.

Als im Sommer 1992 in einem gepflegten Hamburger Stadtteil eine Elterninitiative gegen die Aufstellung von Containern in der Nähe einer Schule heftigst protestierte, da war dies allen Hamburger Blättern eine Reportage wert. Mittlerweile steht das Containerdorf, eine Runde aller Beteiligten und Betroffenen ist miteinander ins Gespräch gekommen, eine Initiative kümmert sich um die Menschen in den Containern. Das war den lokalen Blättern kaum eine Zeile wert. Konflikt hat größeren Nachrichtenwert als Konsens. Aber journalistisches Verantwortungsbewußtsein hätte rechtzeitig erkennen müssen, daß hier mehr Behutsamkeit als sonst angebracht ist.

Mölln hat eine Wende gebracht im deutschen Journalismus. Der journalistische Alltag wurde fürs erste ein wenig außer Kraft gesetzt. Nun wird vor Ort recherchiert. Der Nährboden des Rechtsradikalismus soll aufgespürt werden. Reportagen über die Normalität der Kleinstadtidylle in Mölln, über die soziale Herkunft der mutmaßlichen Täter, über Zusammenhänge im Leben von Tätern und Opfern waren in vielen Blättern zu lesen. Es wird uns zur Kenntnis gebracht, wie häufig Verbrechen aus der Normalität bürgerlicher Verhältnisse erwachsen. Das mag immer wieder erschütternd sein, ist aber doch auch beliebiger Kriminalitäts- und Gerichtsberichterstattung zu entnehmen.

Die Recherchen zu den Vorgängen in Politik und Parteien, in Justiz und Polizei sind dürftig geblieben. Marginal weiterhin die Ansätze, die offizielle Statistik zur „Asylflut" in ihrer Erhebungsmethode und Kategorienbildung zu analysieren, Kriegsflüchtlinge von Aussiedlern zu unterscheiden, die Zahl der Eingewanderten den sinkenden Geburtenziffern in der Bundesrepublik gegenüberzuhalten.

Die populistische Variante dessen, was eine politische Analyse sein könnte,

bietet wie immer die „Bild"-Zeitung. Auch sie hat die Wende nach Mölln erfaßt und reagiert darauf, dreht damit allerdings die Schraube weiter, mit der die „Asyldebatte" zum Kompensationsfeld der aus dem Modernisierungsprozeß erwachsenden sozialen Spannungen und Ängste wird. Folgt man „Bild", so herrscht Chaos im Land: „Feuer, Mord, Wut". Die Schuldigen sind unstrittig „die Politiker". An ihnen zelebriert die Redaktion ein öffentliches Countdown: „Noch drei Tage", „noch zwei Tage" haben die „17 Versager" der Parteispitzen Zeit, um eine Lösung für das Asylproblem zu finden. Und die Politik hat sich diesem Druck gefügig gebeugt. Klarer ist der Populismus der neunziger Jahre bisher nicht zum Ausdruck gekommen.

Sprache ist Probehandeln. Aber das Wörterbuch des Unmenschen beginnt nicht erst bei der „durchraßten Gesellschaft" und der „ausländerfreien" Kommune. Der rassistische Diskurs setzt sich aus Bildern naturwüchsiger Bedrohung zusammen: vom „Boot, das voll ist", von der „Asylantenschwemme", vom „Ansturm der Armen" und von den „Dämmen", die gegen all dies errichtet werden müssen. Die Medien sind voll von solchen Sprachbildern die allesamt nach einem rufen: Notwehr.

Da sind die von der Staatsspitze ins Spiel gebrachten Ausdrücke vom „Staatsnotstand" und „Asylsicherungsgesetz" absolut paßgerecht. Politik und Journalismus lieferten einander die Bilder, Begriffe und Konsequenzen zu.

Es ist der Beitrag der Medien zur heutigen Eskalation von Gewalt, diesen zum Teil selbstinitiierten, zum Teil von der Politik gelieferten rassistischen und rechtsstaatswidrigen Diskurs nicht hinreichend und rechtzeitig durchschaut und kritisiert zu haben - oder gar mit ihm gespielt zu haben aus geschäftlichen oder ideologischen Gründen.

Wie dünn sind demokratische Kompetenz und Identität der Journalistinnen und Journalisten, daß sie so spät Alarm gegeben haben? Gewiß, es gab Warner wie Robert Leicht in der „Zeit" und Heribert Prantl in der „Süddeutschen Zeitung" - aber viele Namen und Medien lassen sich dem wohl nicht hinzufügen.

Es hätte schon viele Ansatzpunkte gegeben, die bei der übereilten Vereinigung nicht geführte Verfassungsdebatte in Gang zu bringen. Aber nicht die Journalistinnen und Journalisten in ihrer Kritik- und Kontrollfunktion haben diese Debatte voran gebracht, sondern die aus den städtischen Mittelschichten kommende Bewegung zugunsten von Rechtsstaatlichkeit und interkultureller Toleranz als „Verfassungsschutz von unten". Mehrere Spiralen des Schweigens sind im Kippen begriffen. Schweigespiralen, die in verschiedenen Segmenten der Bevölkerung unterschiedlich ausgeformt waren.

Die Lichterkette ist als Suche nach neuen Symbolen gesellschaftlicher Übereinkunft zu sehen

In Ostdeutschland, den neuen Bundesländern, ist der Disziplinierungsdruck offizieller Sprachregelungen entfallen. Im Kontext einer Politik der De-Industrialisierung und eines gigantischen Feldexperiments unter Zeitdruck fällt der rassistische Diskurs gewiß nicht durchgängig, aber vielerorts auf fruchtbaren Boden. Sicher nicht bei jenen, die gerufen haben „Wir sind das Volk". Aber sehr wahrscheinlich bei jenen, die riefen „Wir sind ein Volk" und nunmehr auf die Erfahrung verweisen mögen, schon einmal durch Druck von der Straße eine Regierung verjagt zu haben.

Auch in den alten Ländern der Bundesrepublik wird eine Spaltung der Öffentlichkeit sichtbar. Für die einen sind fremdenfeindliche Parolen in U-Bahn, Schulen und feinen Restaurants gesprächsfähig geworden, ebenso wie die rechtsradikale Musikszene medienfähig. Die anderen zeigen sich erschüttert und herausgefordert in ihrer staatsbürgerlichen Identität. Weit mehr als es die Frauenbewegung in ihren Anfängen und wohl auch mehr als es die Friedensbewegung jemals war, ist diese soziale Bewegung affektiv und vorsprachlich geprägt. Sie ist damit gewiß nicht unpolitisch. Die Lichterkette ist eher als Suche nach neuen Symbolen gesellschaftlicher Übereinkunft zu sehen, und zwar einer authentischen Suche nach kontextuell neuen Mustern.

Doch diese Bewegung zugunsten von Rechtsstaatlichkeit und Menschenwürde ist nicht vom Mediensystem ausgegangen. Nicht nur die Politik hat versagt, indem sie das Migrationsphänomen zum Kompensationsfeld für soziale Spannungen gemacht hat. Auch der Journalismus hat versagt. Das Migrationsthema in seinen gesellschaftlichen Zusammenhängen darzustellen und politische Interessenkonstellationen zu durchleuchten, mit Begriffen, Wortschöpfungen und Bildern verantwortlich umzugehen, die kognitiven und affektiven Standorte des Publikums zu erkennen und es dort „abzuholen", ohne dabei die Verpflichtungen eines aufklärerischen Journalismus an der Kasse abzugeben - dies rechtzeitig und konsequent zu tun, haben die Medien in der Bundesrepublik versäumt.

Irene Neverla

Wiedervorlage: Betr. „Publizistik"

Bei der Durchsicht alter Korrespondenzen fiel uns die Kopie eines Briefes in die Hände, den im Februar 1972 drei Salzburger Publizistikstudenten an die Redaktion der Fachzeitschrift „Publizistik" geschickt hatten. Er enthält einige Vorschläge, die zuvor mit dem Herausgeber Günter Kieslich diskutiert worden waren. Da sie auch nach mehr als zwei Jahrzehnten noch nicht überholt scheinen, zitieren wir aus dem Schreiben:

„1. Da immer wieder dieselben Mitarbeiter als Autoren herangezogen werden, entsteht der Eindruck einer ‚geschlossenen Gesellschaft'. Dieser Eindruck wird verstärkt durch häufiges gegenseitiges ‚Bestätigen'... Es wäre zu begrüßen, wenn ein größerer Mitarbeiterkreis gewonnen werden könnte. Positiv scheint uns im übrigen die Tatsache zu sein, daß in der letzten Zeit mehrmals qualifizierte studentische Beiträge aufgenommen worden sind.

2. Beim Vergleich mit anderen Fachzeitschriften ist auffällig, wie wenig Kontroversen in der ‚Publizistik' ausgetragen werden. Die Zeitschrift sollte unserer Meinung nach stärker den Charakter eines wissenschaftlichen Diskussionsorgans bekommen. In diesem Zusammenhang wäre unter anderem auch an ‚Doppel-Rezensionen' zu denken.

3. Um sowohl aktuelle als auch kontroverse Kurzbeiträge (vor allem Leserbriefe, Ergänzungen, kurze Hinweise auf laufende Forschungsprojekte, ‚Gegen'-Darstellungen etc.) aufnehmen zu können, sollte eine neue Sparte geschaffen werden, die etwa unter dem Titel ‚Forum' firmieren könnte."

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Branahl, Udo: Medienrecht. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992

Degenhardt, Werner: PC-Programme für das Studium. Eine Einführung in WordPerfect, DrawPerfect und DataPerfect. München: Ölschläger 1992 (= Uni-Papers 4)

Faulstich, Werner: Grundwissen Öffentlichkeitsarbeit. Kritische Einführung in Problemfelder der Public Relations. Bardowick: Wissenschaftler-Verlag 1992

Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.): Bochumer Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in den neunziger Jahren. Ein Vierteljahrhundert publizistische Lehre und Forschung an der Ruhr-Universität, 1965/66 - 1990/91. Köln: Deutscher Ärzte-Verlag 1992

Glotz, Peter: Die Linke nach dem Sieg des Westens. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1992

Glotz, Peter/Süssmuth, Rita/Seitz, Konrad: Die planlosen Eliten. Versäumen wir Deutschen die Zukunft? München: Bruckmann 1992 (= Edition Ferenczy)

Hardt, Hanno: Critical Communication Studies: Communication, History and Society in America. London, New York: Routledge 1992

Hickethier, Knut: Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens. Lüneburg: Universität 1991 (= Lüneburger Beiträge zur Kulturwissenschaft 2)

Jäckel, Michael/Schenk, Michael (Hg.): Kabelfernsehen in Deutschland. Pilotprojekte, Programmvermehrung, private Konkurrenz. Ergebnisse und Perspektiven. München: Reinhard Fischer 1992 (= Medien Skripten 11)

Kepplinger, Hans Mathias/Staab, Joachim Friedrich: Das Aktuelle in RTL plus. Analysemethoden - Untersuchungsergebnisse - Interpretationsmuster. München: Reinhard Fischer 1992 (= Medien Skripten 12)

Kepplinger, Hans Mathias: Ereignismanagement. Wirklichkeit und Massenmedien. Zürich: Edition Interfrom 1992 (= Texte und Thesen 247)

Kutsch, Arnulf/Holtz-Bacha, Christina/Stuke, Franz R. (Hg.): Rundfunk im Wandel. Festschrift für Winfried B. Lerg. Berlin: Vistas 1992

La Roche, Walther von: Einführung in den praktischen Journalismus. Mit genauer Beschreibung aller Ausbildungswege Deutschland, Österreich, Schweiz. 13. Aufl. München: List 1992 (= Journalistische Praxis)

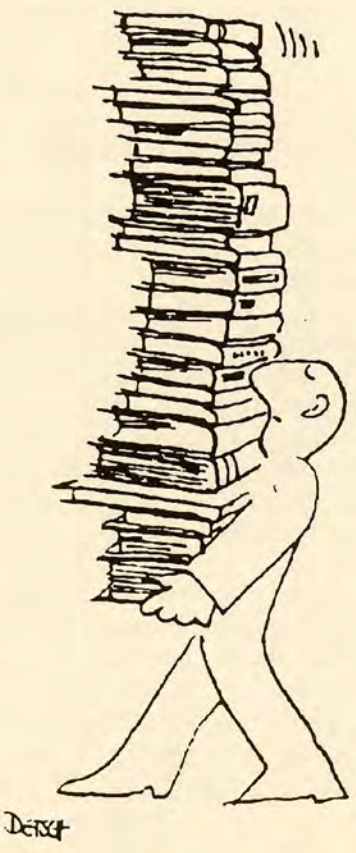
Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München: Ölschläger 1992

Pätzold, Ulrich/Röper, Horst: Medienanbieter und Medienangebote. Vor dem Start des Lokalfunks in Nordrhein-Westfalen. Leverkusen: Leske + Budrich 1992 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landeszentrale für Rundfunk NRW 2)

Rager, Günther/Weber, Bernd (Hg.): Publizistische Vielfalt zwischen Markt und Politik. Mehr Medien - mehr Inhalte? Düsseldorf: Econ 1992 (= Schriftenreihe der Stiftung Pressehaus NRZ)

Rager, Günther/Werner, Petra/Weber, Bernd: Arbeitsplatz Lokalradio. Journalisten im lokalen Hörfunk in Nordrhein-Westfalen. Leverkusen: Leske + Budrich 1992 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk NRW 3)

Reimann, Horst (Hg.): Transkulturelle Kommunikation und Weltgesellschaft. Zur Theorie und Pragmatik globaler Interaktion. Wiesbaden, Braunschweig: Westdeutscher Verlag 1992



Röser, Jutta: Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992

Saxer, Ulrich/Märki-Koepp, Martina: Medien-Gefühlskultur. Zielgruppenspezifische Gefühlsdramaturgie als journalistische Produktionsroutine. München: Ölschläger 1992 (= Forschungsfeld Kommunikation 3)

Schmidtchen, Gerhard: Ancilla Nova Theologiae. Laudatio und Festvortrag anläßlich der Ehrenpromotion von Prof. Dr. Gerhard Schmidtchen durch die Theologische Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen-Nürnberg: Universitätsbibliothek 1991 (= Akademische Reden und Kolloquien der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg)

Schmidtchen, Gerhard: Ehtik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen. Opladen: Leske + Budrich 1992

Schmolke, Michael (Hg.): Wegbereiter der Publizistik in Österreich. Autoren mit ihren Arbeiten von Joseph Alexander von Helfert bis Wilhelm Bauer 1848-1938. Wien, St. Johann/Pongau: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1992 (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 6)

Schorb, Bernd/Petersen, Dörte/Swoboda, Wolfgang H.: Wenig Lust auf starke Kämpfer. Zeichentrickserien und Kinder. München: Reinhard Fischer 1992 (= BLM-Schriftenreihe 19)

Schubert, Renate: Ohne größeren Schaden? Gespräche mit Journalistinnen und Journalisten der DDR. München: Ölschläger 1992

Steinmann, Matthias: Nachtfahrt. Roman. Zürich: Benzinger 1993

Stolte, Dieter: Fernsehen am Wendepunkt. Meinungsforum oder Supermarkt? München: Bertelsmann 1992

Volpers, Helmut/Weiss, Hans-Jürgen: Kultur- und Bildungsprogramme im bundesdeutschen Fernsehen. Begriffsdiskussion und Programmanalyse. München: Reinhard Fischer 1992 (= BLM-Schriftenreihe 22)

Wilke, Jürgen (Hg.): Öffentliche Meinung - Theorie, Methoden, Befunde. Freiburg im Breisgau: Alber 1992 (= Alber-Broschur Kommunikation 19)

Winterhof-Spurk, Peter/Heidinger, Veronika/Schwab, Frank: Der Offene Kanal in Deutschland. Ergebnisse empirischer Forschung. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1992

Zeh, Jürgen: Parteien und Politiker in der Wahlberichterstattung europäischer Tageszeitungen. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1992

TAGUNGEN

Herrenhaus und Sklavenhütte

IAMCR-Weltkongreß in Brasilien

Laut Ranking des brasilianischen „Playboys" zählt sie mit ihren 216 „Professores" zu den größten und besten im Lande: die Escola de Communicacaoes e Artes der Universität Sao Paulo. Diese Institution hat den 18. Weltkongreß der International Communication for Mass Communication Research (IAMCR) ausgerichtet, der vom 16. bis 21. August 1992 in Guarujá, einem berühmten Badeort vor Sao Paulo, stattfand. Über 500 Wissenschaftler trafen sich unter dem nicht sehr aussagekräftigen Thema „Communication for a New World" zu einer perfekt organisierten Tagung im luxuriösen Hotel Casa Grande.

Dabei steht Casa Grande paradigmatisch für die heftigen Widersprüche des heutigen Brasilien, bezeichnet es doch das Herrenhaus, den einstigen Sitz des Facenda-Besitzers. Bereits 1938 hatte der wohl berühmteste Sozialwissenschaftler des Landes, Gilberte Freyre, seinen Klassiker „Herrenhaus und Sklavenhütte" (Casa Grande e Senzela) herausgebracht, in dem er den einzigartig multikulturellen und synkretistischen Charakter der brasilianischen Gesellschaft zu begründen suchte. Im Casa Grande lebte in der alten Zeit der quasifeudale Gutsherr, manchmal mit der eigenen (weißen) Frau, immer aber umgeben von Mulattinen und schwarzen Sklavinnen, die gemeinsam den urbrasilianischen, rassisch gemischten und in dieser Form weltweit einzigartigen Menschenschlag entstehen ließen.

Auf unserem Kongreß beschränkte man sich, global und multikulturell, auf den wissenschaftlichen Austausch. Im übrigen patroullierte vor dem Casa Grande eigens herbeibeorderte Polizei, denn die Sklavenhütte lebt mit all ihrem Elend und Gewaltpotential im heutigen Brasilien weiter. Uns wurde nahegelegt, die Nachbarhotels nur gruppenweise zu besuchen.

Den Eröffnungsvortrag zum Tagungsthema hielt Fernando Henrique Cardoso. Er gilt als führender Soziologe in Brasilien und wurde nach der Rückkehr aus dem Exil, in das ihn die Militärdiktatoren getrieben hatten, 1983 zum Mitglied des Senats gewählt. Ansonsten zeichnete sich die IAMCR-Weltkonferenz durch eine extreme Dezentralisierung und damit innere Heterogenität aus. Die Tagung wurde beherrscht von den Zusammenkünften der damals zehn Sections, den ständigen Einrichtungen der IAMCR, sowie einigen ad hoc konstituierten Working Groups. Hier wurde freilich unglaubliche Breite angeboten. Der Reader mit den Referate-Abstracts umfaßte knapp 400 Eintragungen und war bei weitem nicht vollständig. Angesichts dieses überwältigenden Angebots enthält sich der Berichterstatter einer Beurteilung einzelner Beiträge und konzentriert sich stattdessen auf das Innenleben der IAMCR.

DGPuK-Jahrestagung im Juni 1993 in Berlin

„Kommunikationsraum Europa" heißt das Thema der nächsten Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Sie findet vom 17. bis 19. Juni im Hilton Conference Center und im nahegelegenen Wissenschaftsforum am Gendarmenmarkt statt. Die örtliche Organisation hat Lutz Erbring übernommen (Freie Universität Berlin, Institut für empirische Kommunikationsforschung, Malteserstraße 74-100, W-1000 Berlin 46; Telefon 030/7792-845; Telefax 030/775-6035).

Die IAMCR stand lange Zeit unter dem doppelten Vorwurf, einerseits von einem kleinen Honoratiorenkreis beherrscht zu sein, zum anderen kapitalismuskritischen Weltentwürfen nahezustehen. Tatsächlich ähnelte die IAMCR noch Ende der sechziger Jahre eher einem Altherrenklub, denn einer wissenschaftlichen Weltorganisation. Als der Brite James Halloran aus Leicester 1972 den Vorsitz übernahm, gab es, so erinnert er sich, gerade zwanzig oder dreißig zahlende Mitglieder. Erst unter seiner Ägide - 16 Jahre war er Präsident - wuchs die IAMCR zu einer Weltorganisation heran. Nach dem Ende der autokratischen Ära Halloran steht heute in der Satzung, daß niemand länger als vier Jahre den Vorsitz innehaben darf. Mit Sicherheit ist mit dem derzeitigen Vorsitzenden, dem Niederländer Cees J. Hamelink, die Epoche der alten Oligarchen beendet. Die Mitglieder sind nun viel umfassender in die Willensbildung eingebunden, und ein neuer Newsletter schafft erstmals Transparenz. Heute präsentiert sich die IAMCR als ein Musterbeispiel von Demokratie: Ihre interne Struktur wirkt ausgesprochen dezentral, daher wohl auch die innere Zusammenhanglosigkeit dieses Welttreffens der Medienwissenschaftler.

Der zweite Vorwurf, die IAMCR sei lange Zeit prokommunistisch orientiert gewesen, ist so sicherlich unhaltbar. Freilich ist ein Eindruck richtig: Sie hat sich immer auch als „politische" Weltorganisation verstanden. Damit unterschied sie sich fundamental von anderen globalen Wissenschaftlervereinigungen, die als Kind der nationalen Fachvereinigungen entstanden waren. Deren Aufgaben beschränkten sich primär auf internationale Koordination und Kommunikation. Ganz anders die IAMCR, die - 1957 in Paris entstanden - von einigen politisch engagierten Wissenschaftlern gegründet worden war, um in Zeiten des Kalten Krieges die Zweiteilung der Welt kommunikativ zu überbrücken. Ihre Gründungsväter, aus Westeuropa stammend, verstanden die IAMCR als Brücke, die offene Geister in Ost und West in Verbindung halten solle. So waren Kontakte zur damaligen Zweiten Welt ebenso üblich wie auch ein eher sympathisierender Umgang mit den Forderungen der Dritten Welt in den Jahren der Auseinandersetzung um die Neue Internationale Informationsordnung. Den-

noch lag die Führung der IAMCR immer bei Wissenschaftlern aus dem Westen.

Bis heute blieb die IAMCR eine ungewöhnliche Weltorganisation, bei der Individuen und Institute Mitglieder sind und kaum die nationalen Organisationen der Kommunikationswissenschaftler. Die IAMCR besteht also aus einem Weltvorstand und mehr oder weniger atomisierten Einzelmitgliedern, die intermediäre Stufe der nationalen Vereinigungen, wie sie die DGPuK verkörpert, bleibt ausgeschaltet. So erscheint es retrospektiv als Zufall, daß diese aus humanitär-idealistischer Motivation heraus entstandene Organisation überhaupt zum wichtigsten Forum des internationalen Austauschs für Kommunikationswissenschaftler werden konnte. Sicherlich ist hier die International Communication Association (ICA) mit ihrer dominierenden Mitgliedschaft aus Nordamerika keine ebenbürtige Konkurrenz zur IAMCR.

Jenseits der hervorragend organisierten Weltkonferenzen spielt die IAMCR allerdings im Alltagsleben des typischen Kommunikationswissenschaftlers keine Rolle. Weder gibt es eine eigene Zeitschrift, noch spezielle bibliographische Dienstleistungen oder Berichte aus den Kommunikationsregionen der einen Welt mit ihren vielen Stimmen. Darin unterscheidet sie sich fundamental von vergleichbaren anderen Weltorganisationen (etwa denen der Politikwissenschaftler und der Amerikanisten), und darin liegt wohl auch ihre Schwäche.

Dritte Weltorganisation

Diese alten und immer einmal wieder vorgetragenen Klagen haben zu einer Initiative geführt, die im ersten Moment überflüssig erscheinen mag, nämlich zur Gründung einer dritten Weltorganisation neben der IAMCR und der ICA - der IFCA. 1985 startete der Deutsch-Amerikaner und frühere ICA-Präsident Klaus Krippendorff mit dem Vorhaben, die nationalen Vereinigungen der Kommunikationswissenschaftler in dem Dachverband International Federation of Communication Associations (IFCA) zusammenzubinden. Auf ihrer letzten Mitgliederversammlung im Jahre 1992 ist ihr auch die DGPuK beigetreten. Die IFCA legte inzwischen die erste Nummer einer Sammlung von Inhaltsverzeichnissen aller international verfügbaren Kommunikations-Journale vor: „INDICATOR-contents", erstellt von einem kanadischen Kollegen in Calgary. Sie empfiehlt sich durch hohen Gebrauchswert. Ein Newsletter, „INDICATORnews", berichtet über Vorgänge in den nationalen Gesellschaften, Tagungen, bedeutendere Forschungsvorhaben etc. Die Zusammenarbeit vieler wissenschaftlicher Einrichtungen, die jeweils spezifische Leistungen erbringen - Bibliographie, Abstracts, ein eigenes Journal - soll den angeschlossenen Gesellschaften und damit deren Mitgliedern zugute kommen. Es bleibt zu hoffen, daß die sich ergänzenden Leistungen von IAMCR und IFCA konstruktiv zusammengeführt und nicht in einem gegenseitigen Profilierungsstreit verschlissen werden.

Kampf um den Vorsitz

Die Konferenz in Brasilien galt als eine der wichtigsten in der Geschichte der IAMCR, weil alle Wahlämter neu zu besetzen waren. Das ging keineswegs konfliktfrei ab. Das traditionelle angelsächsische Patronat der Vereinigung wurde kritisiert - und zu Recht, denn Vertreter aus dem nordamerikanisch-nordwesteuropäischen Raum dominieren nach wie vor in der Führung. Kritik kam vor allem von den in Brasilien zahlreich vertretenen Wissenschaftlern aus dem lateinischen Raum, aber auch von den sich marginalisiert fühlenden Frauen. Wie in einem Mikrokosmos verdichteten sich die Auseinandersetzungen in der „Schlacht" um den neuen Vorsitz der IAMCR. Zur Wahl standen der in Persien geborene US-Amerikaner Hamid Mowlana, die in Großbritannien lehrende Dänin Olgar Linné und der Spanier Manuel Pares I Maicas. In einem relativ knappen Rennen setzte sich schließlich Mowlana (American University, Washington D.C.) durch.

Neue Konflikte entstanden um die Zahl der Vizepräsidenten, die nach Vorstellung des alten Vorstands auf zwei begrenzt werden sollten. Als sich herausstellte, daß dabei die lateinischen Vertreter vollständig herausgefallen wären, drohte eine Rebellion. Um deren Protest abzufangen, dehnte man noch einmal kräftig die Satzung und erweiterte schnell wieder auf fünf Vize: Gewählt wurden schließlich Kwame S. T. Boafo aus Kenia, Anne Méar aus Kanada, die erwähnte Olgar Linné, José Marques de Melo, der Gastgeber aus Sao Paulo, und Francois-Xavier Hutin aus Frankreich. Generalsekretär wurde Robin Cheesman aus Dänemark, sein Stellvertreter der Slowene Slavko Splichal, Schatzmeisterin die in Hamburg geborene Kanadierin Gertrude J. Robinson.

In ihrer Auseinandersetzung mit den dominierenden Angelsachsen gründeten die Wissenschaftler aus der Sprachfamilie der „Lingua Latina" am Rande der Tagung eine eigene, regionale Vereinigung, die neben Lateinamerika und Südeuropa auch Quebec, die spanischsprachigen Gebiete der USA und das portugiesisch sprechende Afrika umfassen soll. Es scheint, daß auch Wissenschaftler ihre Kommunikationsräume derzeit neu definieren.

Wo blieb bei all dem Gerangel der deutschsprachige Raum? Seine Vertreter konnte man bequem an zwei Händen abzählen. Alle Köpfe zusammengenommen, machten wir gerade die Hälfte der dänischen Delegation aus. So verwundert es nicht, daß von den vier für den dreißigköpfigen International Council vorgeschlagenen Kandidaten (Jörg Becker, Wolfgang Hoffmann-Riem, Jürgen Wilke sowie Peter A. Bruck für Österreich) keiner gewählt wurde. Was für ein Unterschied zu 1980, als Emil Dusiska aus der DDR der Generalsekretär der IAMCR und Otto B. Roegele sein Stellvertreter waren. Im International Council saßen seinerzeit Martin Löffler und Elisabeth Noelle-Neumann für die Bundesrepublik sowie Günter Heidorn für die DDR.

Wiedersehen in Seoul

Immerhin, zwei der Sections werden jetzt von Deutschen geleitet, die damit auch im International Council vertreten sind. Wolfgang Kleinwächter, damals noch Professor in Leipzig, hatte 1990 die Law Section übernommen (die zuvor viele Jahre der Presserechtler Löffler geleitet hatte); es bleibt abzuwarten, ob es ihm auf seiner derzeitigen ABM-Stelle gelingt, kontinuierliche IAMCR-Arbeit zu leisten. Dazu wurde Wolfgang Donsbach (Berlin) in Guarujá aus der Sociology and Social Psychology Section zu deren Vorsitzenden bestellt.

Die nächste Konferenz der IAMCR findet in zwei Jahren in Südkorea statt. Manch ein Teilnehmer mag sich dann in den Wolkenkratzerhotels der Millionenstadt Seoul an den herrlichen Strand vor dem Casa Grande zurücksehnen. Die Chancen auf Sonne und Wasser stehen erst in vier Jahren wieder gut, dann lädt Sidney, Australien, die IAMCR ein.

Hans J. Kleinsteuber

Alltagskunstwerk Zeitung

Neue Seiten eines alten Mediums

Nichts ist bekanntlich älter als die Zeitung von gestern. Aber die Zeitung von morgen zu kennen, ist auch nicht jedermanns Sache. Wie wird sich ihre Ästhetik verändern, welcher technischer und struktureller Innovationen wird es bedürfen, wenn es darum geht, im Zeitungsmarkt der neunziger Jahre zu bestehen?

Fragen wie diese beschäftigten eine Woche lang Wissenschaftler, Künstler und Medienpraktiker innerhalb des Workshop-Symposiums „Alltagskunstwerk Zeitung", das am Salzburger Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft abgehalten wurde. Die Idee für das Symposium war im Rahmen des Forschungsprogramms „Ökonomie und Zukunft der Printmedien" entstanden, das derzeit unter der Leitung von Peter A. Bruck in Salzburg läuft und mit Hilfe von Iris Melcher-Smejkal und Susanne Tiefenbacher realisiert wurde.

Die Innovation sei - so stellte das Friedrich W. Burkhardt, der Managing Director der Internationalen Vereinigung für Zeitungs- und Medientechnologie fest - jene Antriebskraft, die eine Zeitung der Zukunft braucht, um auf der Berg- und Talfahrt der Achterbahn „Zeitungsmarkt" auch weiterhin über die Runden zu kommen. Ein Weg weist in Richtung Bildschirm-Zeitung, in der sich der Leser von morgen über einen Touch-Screen-Monitor seinen Lesepfad individuell wählt. Ein leichtes Antippen am Bildschirm ermöglicht es dem Nutzer der elektronischen Zeitung von morgen, sehr schnell zu den gewünschten Informationen zu kommen, Graphiken und Texte blitzschnell aufzurufen oder einen Tisch im Restaurant um die Ecke zu reservieren, das in einer Anzeige in der Fußleiste des Bildschirms zu finden ist.

Multimediadienste in Verbindung mit Datenbanken werden es sein, die die Zukunft des Mediums Zeitung entscheidend mitbeeinflussen. Die Austria Presse Agentur etwa konzentriert sich darauf, Onlinedienste zusätzlich zu den Basisdiensten anzubieten und das, wie Susanne Obermayer berichtete, mit Erfolg. Entscheidende Vorteile liegen in der enorm schnellen Zugriffsmöglichkeit, der Aktualität der Berichte und der Benutzerfreundlichkeit eines derartigen Informationssystems.

Andere wiederum orten Innovationspotentiale nach wie vor im journalistischen Bereich, in der korrekten Information und im Service für den Leser. Dietrich Ratzke, Leiter des Instituts für Medienentwicklung und Kommunikation der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung", plädierte für eine Verbesserung der Journalistenausbildung und betonte die Notwendigkeit zur Selbstkritik gegenüber der eigenen journalistischen Arbeit.

Die Ästhetik der schönen Oberflächen medialer Produkte, ihre Vergänglichkeit, aber auch ihre materielle Präsenz im Alltag zu thematisieren, war das Ziel von unterschiedlichen Veranstaltungen des Symposiums. Das Alltagskunstwerk Zeitung schafft Materialität, erzeugt jeden Tag aufs neue Produkte, die haptisch und taktil wahrnehmbar sind - im Unterschied etwa zu elektronischen Medien, deren ästhetische Präsenz dem „Augen-Blick" unterworfen ist. Geht es in der dominierenden postmodernen Theoriedebatte im Video- und Computerbereich um die Ästhetik des Immateriellen, speziell um virtuell entstandene Bilder ohne „Vor-Bilder", so konzentrierte sich dieses Symposium auf die materielle künstlerische Dimension der Druck-Sachen, und das auch mit Medien, die sich nicht allzuoft dieses Themas annehmen.

Ein Video- und ein Fotowettbewerb zum Thema „Alltagskunstwerk Zeitung" ließen Arbeiten entstehen, die das Thema in den unterschiedlichsten Facetten behandelten. Literatur als künstlerische Ausdrucksform im Zeitungszusammenhang war sowohl Thema einer Lesung als auch Anlaß, sich in Form einer 16 Seiten starken „Gegenzeitung" („Salzburger Wortwechsel") mit dem Zusammenhang von Literatur und Presse zu beschäftigen. Sie lag in einer Auflage von 40 000 Exemplaren den „Salzburger Nachrichten" bei und lieferte literarische Irritationen und Verunsicherungen des printmedialen Diskurses.

Auch Ausstellungen mit Skulpturen des slowenischen Künstlers Andrej Ajdic und des Videokünstlers Christian Potsch, die diese Workshopwoche begleiteten, thematisierten auf unterschiedliche Art und Weise den taktilen Charakter des Mediums, seine materielle Präsenz und Ästhetik. Schließlich komplettierte eine Filmreihe zum Thema „Journalismus im Film" den Reigen jener Medien, mittels derer man sich mit dem Phänomen Druckmedium auseinandersetzte.

„Print-Art in Progress" demonstrierte eine Veranstaltung, bei der eine Gruppe von Studenten Printprodukte produzierte, die die Grenzen von herkömmlichem Layout und Materialität des Mediums - etwa in Form des Prototyps einer Bildschirmzeitung - zu durchbrechen versuchten.

Eine Live-Performance eröffnete den Schlußtag, an dem Bazon Brock über den Zusammenhang von Kultur und Barbarei sprach. Er geißelte den Typ des kulturellen Vermittlers - wie etwa den des Feuilletonisten des Kulturteils - als „ästhetischen Barbaren" der Neuzeit, der sich in der Dialektik zwischen Ausgrenzung und Hochhalten kultureller Werte einer eigenartig gefährlichen Form des kulturellen Fundamentalismus zu nähern droht. Es sei an der Zeit, wieder „universale Rechte" einzufordern - ob in Richtung kultureller Autonomie oder zivilisatorischer Grundrechte für alle, das freilich blieb dabei offen.

Thomas Steinmaurer

FUSSNOTENMUSEUM I

1) Nach verschiedenen Mitteilungen soll die letzten Vorlesungen über Zeitungswesen ein Professor Schummel, auch Schummelt oder gar Scheunel in Breslau gehalten haben. Dies ist insofern unzutreffend, als ein Professor dieses oder ähnlichen Namens an der Universität Breslau nicht wirkte. Wohl hat in Breslau ein Professor der Geschichte, Joh. Gottlieb Schummel (geb. 8. Mai 1748, gest. 23. Dez. 1813), gelebt, aber als Prorektor und Professor am dortigen Gymnasium zu St. Elisabeth. Trifft also die oben bezeichnete Nachricht zu, was ich nicht feststellen konnte, dann würde es sich nur um die Behandlung des Zeitungswesens im Gymnasialunterricht handeln können.

Aus Karl Jaeger: Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft. Jena 1926, Seite 7, Fußnote 1

ESSAY

Klatsch in der Wissenschaft

Kleiner Wegweiser zur akademischen Unterbühne

Wissen Sie, welche Automarke Jürgen Habermas fährt? Wie der Hund von Niklas Luhmann heißt? Ob Pierre Bourdieu gern chinesisch ißt? Vermutlich wissen Sie das ebensowenig wie ich. Aber dafür wissen Sie, daß Ihr Kollege A. keine Zeile mehr zu Papier gebracht hat, seit er sich vor drei Jahren ein Grundstück gekauft und damit begonnen hat, ein eigenes Haus zu bauen. Außerdem wissen Sie (und es ist an Ihrem Institut ein offenes Geheimnis), daß B., der neulich einen Ruf an die Universität XYZ erhielt, seinen jeweiligen Forschungsassistentinnen auf recht eindeutige Weise zu nahe tritt. Und erst vor kurzem haben Sie - natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit - gehört, daß die neue Kollegin C. einen Sohn hat, der in der rechtsradikalen Jugendszene verkehrt.

Das ist unappetitlich, werden Sie denken - und haben doch bis zu dieser Stelle weitergelesen. Dazu ist Ihnen das Sujet allzu bekannt und in seiner Faszinationskraft nur allzu vertraut. Weil auch Wissenschaftler nur Menschen sind, wird auch an den Universitäten extensiv geklatscht und getratscht. Ach, wenn es nur das wäre! Ich behaupte: Die Universitäten sind ein geradezu prädestinierter Ort für Klatsch. Allerdings haben die Wissenschaftler, die doch eine so selbstreflexive Spezies sein wollen, diese dunkle Seite ihres Gelehrtendaseins bislang weitgehend im dunkeln gelassen und schamhaft verschwiegen.

Wenn die heiligen Hallen der Wissenschaft blitzen und glänzen, dann nur, weil die schmutzige Wäsche an einem anderen Ort aufbewahrt und gewaschen wird

Da sind andere Einrichtungen weiter. Die Organisationssoziologie hat ja bis zum Überdruß die Bedeutung der informalen Beziehungsnetze und Kommunikationsvorgänge für das Funktionieren von formalen Organisationen herausgestellt. Und die Erkenntnis, daß Freundlichkeit, Dankbarkeit, Kollegialität, wechselseitige „unbürokratische" Hilfe, Cliquenbildung, Rituale, Scherze und Frotzeleien, Skandalgeschichten, Klatsch und ähnliches mehr unvermeidliche und unverzichtbare Bestandteile des Geschehens in Unternehmen und Verwaltungen sind, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Auch bei den Betroffenen selbst. Waren es zunächst allein die Organisationsforscher, die die leistungsfördernde Funktion der „Organisationskultur" gepredigt haben, so sind es heute die Planer und Manager in den Betrieben selbst, die dieses Kaugummikonzept im Munde führen und ihren betrieblichen Modernisierungsvorhaben als Etikett aufkleben.

Nun wäre es natürlich eine idealistische Vorstellung, die man selbst Erstsemestern kaum zutrauen wird, daß „Wissenschaft" sich auch praktisch genau so abspielt, wie es in den Logik- und Methodenbüchern steht. Dennoch haben erst die Laborstudien, die in den vergangenen Jahren im Zug der neueren Wissenschaftssoziologie entstanden, zum Vorschein gebracht, auf welche Weise der wissenschaftliche Diskurs von „trans-epistemischen" Faktoren (Knorr-Cetina) durchzogen und bestimmt wird. Dazu aber mußten die Soziologen im Stil von ethnologischen Feldforschern die Wissenschaftler jahrelang wie einen fremden Stamm bei der Arbeit beobachten. Und da zeigte sich: Der wissenschaftliche Diskurs, der selbst bei dem sonst so ironischen Luhmann ganz erhaben als „Wahrheitskommunikation" firmiert, realisiert sich eben zu keinem Zeitpunkt in der Astralgestalt reiner wissenschaftlicher Rationalität. Da ist auch der Klatsch vor.

Ein Beispiel: Im Jahr 1906 ließ sich der Phänomenologe und Soziologe Max Scheler von Jena nach München umhabilitieren und begann bald darauf an der dortigen Universität mit seiner Vorlesungstätigkeit. Aufgrund ständiger Streitigkeiten lebte er von seiner Ehefrau Amélie getrennt. Er begann ein Verhältnis zu Anna Bohl, und auf einer gemeinsamen Urlaubsreise nach Italien gab er sie in einer Pension als seine Frau aus. Das sprach sich bis nach München herum. Zudem wurde bekannt, daß Scheler sich von einem Studenten Geld geliehen hatte und Anna Bohl Geldbeträge zukommen ließ. Wohl um den „liderlichen Lebenswandel" des Ethikers und Katholiken Scheler anzuprangern, wurden diese privaten Verwicklungen in der Münchner Presse ausgebreitet. Scheler hatte inzwischen die um 17 Jahre jüngere Studentin Märit Furtwängler kennengelernt (die kurze Zeit später seine zweite Frau werden sollte); deren Mutter, die gegen diese Verbindung war, drängte ihn, gegen die Zeitung Klage zu führen. Es kam zu einem Prozeß, den Scheler verlor. An dieser Stelle der Geschichte kommt die Wissenschaft ins Spiel: Die Universität München nämlich entzog Scheler daraufhin im Frühjahr 1910 die Venia legendi. Scheler sah sich gezwungen, nach Göttingen, dann Berlin überzusiedeln, wo er Privatvorlesungen hielt und von Lektoratstätigkeiten und Honoraren aus Veröffentlichungen lebte.

Nun könnte man ja meinen, daß derartiges Gerede innerhalb wie außerhalb der Universitäten über den Lebenswandel und die privaten Verhältnisse von Professoren gar nicht der Rede wert ist. Geklatscht wird schließlich in allen Organisationen, in Krankenhäusern ebenso wie in Stadtverwaltungen, in Betrieben nicht weniger als in Rundfunkanstalten. Weshalb sollte der Klatsch vor den heiligen Hallen der Wissenschaft halt machen? Das Gerede mag zwar heute in den meisten Fällen keine so gravierenden Folgen mehr haben wie im Fall Schelers. Doch das ist ja eine allgemeine Tendenz, daß Klatsch als Gattung der moralischen Kommunikation seine Funktion als Mittel der informalen sozialen Kontrolle weitgehend eingebüßt hat und heute primär nur noch als Unterhaltungsmedium dient. Gerade diese Entwicklung vom E-Klatsch zum U-Klatsch führt aber

wieder zurück zu der Frage, wieso just die Universitäten ein so besonderer Klatschmarkt sein sollen.

Da ist zunächst die paradoxe Struktur der wissenschaftlichen Kommunikation zu nennen. Wissenschaft kultiviert den systematischen Zweifel, sie fordert die rücksichtslose Aufdeckung von Irrtümern und Widersprüchlichkeiten, und sie prämiert den Konflikt in Gestalt von Diskussion und Kontroverse. Eine solche auf Nachprüfung, Kritik und Widerlegung eingestellte Kommunikation ist im Alltag völlig undenkbar: Sie würde - Garfinkel hat das ja mit seinen Destruktionsübungen vorgeführt - in kürzester Zeit zum Zusammenbruch von Verständigung führen. Auch in der Wissenschaft kann sich eine derart eigentümliche Diskursform nur deshalb etablieren, weil alle Beteiligten stillschweigend bestimmte Maximen beachten. Die Kommunikation findet statt unter dem Diktat der Versachlichung, sie muß entpersönlichen und entmoralisieren; gesprochen wird im Pluralis modestiae, Kritik darf nicht ad personam erfolgen. Man kann das sehr gut auch an der Euphemisierung (Bourdieu) des wissenschaftlichen Stils und allgemein an der Hypertrophie der akademischen Höflichkeit (Thomas Steinfeld) beobachten. Die Verschriftlichung der Kommunikation und die Textkonventionen der Wissenschaftsprosa tun ein übriges, um sicherzustellen, daß niemand persönlich wird und niemand persönlich gemeint ist. Der wissenschaftliche Diskurs hat mit der Individualität derer, die ihn führen, idealiter nichts mehr zu tun. Er schottet sich gleichsam von seinen Betreibern ab, die sich damit ohne unmittelbare Gefahr für ihre persönliche Identität an diesem konfliktreichen und riskanten Geschäft beteiligen können.

Schadenfreude, Gehässigkeit und Süffisanz des Kollegenklatsches sind nur zu verstehen als Beschwörung des akademischen Berufsethos, das die Zunft zusammenhält

Aber dieses Versachlichungs- und Neutralisierungsdiktat des wissenschaftlichen Stils hat seine Kehrseite: Wissenschaftler sind ja nicht die ätherischen Wesen, zu denen sie durch die Teilnahme an dem wissenschaftlichen Diskurs der Idee nach werden. Sie sind vielmehr - bei jedem persönlichen Auftritt wie in jedem ihrer Texte (man lese dazu etwa Clifford Geertz' stilistische Analyse der anthropologischen Klassiker) - als Individuen mit ihren Eigenarten und Besonderheiten wahrnehmbar. Und kein Beteiligter, mag er die wissenschaftlichen Diskursregeln noch so sehr verinnerlicht haben, kann diese Eindrücke restlos ausfiltern. Wohin also dann mit all dem, was man sich im wissenschaftlichen Diskurs an Urteilen über den Kollegen oder Kontrahenten verbieten muß, weil es als bloße Meinung, als persönlicher Angriff, als Ressentiment, als Antipathie abgetan werden könnte? Das staut sich - wenn auch nicht lange. Denn bei passender Gelegenheit, das heißt: wenn der Betreffende nicht in Hörweite ist, kommt es hier alsbald nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren zum Austausch unter Kollegen - die Informationsniveaus gleichen sich an. Natürlich geschieht das nicht auf der Vorderbühne! Unterhalb des wissenschaftlichen Diskurses wird ein ganz anderer Diskurs geführt, ein Subdiskurs, der den sozialen Müll des Gelehrtendaseins entsorgt und auf diese Weise die hehre Geisteswelt der Wissenschaftler überhaupt erst ermöglicht. Wenn die heiligen Hallen der Wissenschaft blitzen und glänzen, dann nur, weil die schmutzige Wäsche an einem anderen Ort aufbewahrt und gewaschen wird.

Eine weitere Paradoxie des Wissenschaftsbetriebs sorgt dafür, daß dieser Subdiskurs immer wieder mit neuen Themen versorgt wird. Wissenschaftler sind in ihrem Beruf mit der widersprüchlichen Aufgabe konfrontiert, schöpferische Intuition und Originalität auszubalancieren mit Traditionsbindung und Konformität. Ihrem Bestreben, das noch nicht Dagewesene zu erforschen und neues Terrain zu betreten, steht die Pflicht gegenüber, diese Arbeit in die Kontinuität einer Forschungstradition einzuordnen. Es gehört zu den unformulierten Spielregeln des akademischen Betriebs, nicht nur zu verkünden, man habe Neues erspäht, sondern auch darüber Auskunft zu geben, auf welcher Riesen Schultern (Merton) man dabei gestanden hat. So ist der ideale Wissenschaftler eigentlich ein methodisch disziplinierter Exzentriker. Er kann sich mit Themen befassen, die im Alltag tabuisiert sind, er kann dort seinen Zweifeln nachgehen, wo der Common sense keinerlei Fragen zuläßt, er kann dort exzessiv sein, wo der Anstand Zurückhaltung gebietet - solange dies erkennbar im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses geschieht.

Wer freilich als Wissenschaftler seine lizenzierten Verrücktheiten nicht mehr im Kanon einer Fachdisziplin verankert (und beispielsweise nur mehr sich selbst zitiert), wird bald in den Ruf eines monomanischen Sonderlings oder Querkopfs geraten - und damit natürlich ein willkommenes Opfer von Klatsch werden. Wer andererseits in der Wissenschaft einen großen Methodenaufwand betreibt, und dennoch nur einigermaßen triviale Erkenntnisse vorweisen kann, wird als Wissenschaftler kaum ernst genommen werden und stattdessen rasch als Dünnbrettbohrer in Verruf geraten; auch das ein Thema, bei dem die Kollegen gerne verweilen. Der häufigste Fall in diesem Zusammenhang ist freilich der, daß der Wissenschaftler die ihm zugestandenen Verrücktheiten gleichsam habitualisiert und seinen exzentrischen Sozialcharakter auch außerhalb der Wissenschaft lebt. Hierher gehören die zahlreichen Geschichten, die unter Wissenschaftlern über die zwanghafte Sammelleidenschaft oder die botanischen Marotten, die Gesangsmanie oder den Spartrieb, die notorische Rechthaberei oder den Reisefanatismus eines akademischen Kollegen erzählt werden. Zusammengetragen ergäben diese Geschichten eine beeindruckende akademische Charaktergalerie (Wolfgang Weiß), die zudem erkennen ließe, daß das Stereotyp des verrückten Professors nicht nur einen realen Hintergrund hat, sondern von den Professoren selbst als Topos geschätzt wird.

Wenn Wissenschaftler über ihre Kollegen lästern, so verweist das schließlich noch auf ein weiteres Strukturmerkmal wissenschaftlicher Arbeit. Die Tätigkeit eines Wissenschaftlers ist in hohem Maß vereinsamend, entsagungsreich und allein aufgrund der jahrelang antrainierten Selbstdisziplin gewährleistet. Einen Großteil seiner Lebenszeit widmet er der Erforschung eines Gegenstands, der oft so speziell ist, daß die Relevanz dieser Arbeit einer nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit kaum vermittelt werden kann. Und das Verhältnis zu den wenigen Kollegen, die auf seinem Gebiet kompetent sind, ist oft genug durch Konkurrenzgefühle gekennzeichnet. In dieser Situation kommt auch der engagierteste Wissenschaftler - zumal dann, wenn er in seiner akademischen Kar-

riere als Professor an einem gewissen Endpunkt angelangt ist - in die Versuchung, außerhalb seiner beruflichen Tätigkeit nach Anerkennung und Erfüllung zu suchen: Er findet sich in dem klassischen Konflikt zwischen der Norm zurückgezogener akademischer Gelehrtenexistenz und angestrebter voller Teilhabe am Leben.

Wie die Lösung dieses Konflikts zwischen Vergeistigung und Sinnenfreude, zwischen Weltfremdheit und Reputationssucht verlaufen kann, und welche Komik in diesem Konflikt steckt, ist am besten bei David Lodge nachzulesen. Aber eigentlich wird dort ja auch nur auf leicht überhöhte Weise literarisch formuliert, was ohne Mühe den Gesprächen der Kollegen abgelauscht werden kann. Mit welcher Schadenfreude sie sich über die Tenniskünste eines Kollegen auslassen, welche gepflegte Gehässigkeit sie bei der Kommentierung eines Fernsehauftritts ihres Dekans entwickeln, und mit welcher Süffisanz sie - nein wir - über das neue schwarze BMW-Cabrio der Assistentin herziehen, das ist eigentlich nur zu verstehen als Beschwörung des akademischen Berufsethos, das die Zunft zusammenhält.

So sehr der Klatsch - und gerade der Wissenschaftsklatsch - ein Zunftphänomen ist, so sehr ist seine Entstehung auch an Orte und Gelegenheiten gebunden. Allgemein läßt sich dazu sagen: Der Subdiskurs des Klatsches findet natürlich nicht auf der Vorderbühne des akademischen Lebens statt, aber auch nicht auf der Hinterbühne, die als Probe-, Umkleide- und Besprechungsraum in erster Linie zur Vor- und Nachbereitung des Geschehens „on stage" dient. Lege artis geklatscht wird vielmehr auf der Unterbühne (Bailey). Nur hier kann man sicher sein, daß die Wände keine Ohren haben, und daß alle Beteiligten sich die Finger schmutzig machen. Wenn dann der richtige Moralisierungston angestimmt und das erste arme Opfer gefunden wurde, rücken alle Beteiligten zu einer richtig schönen Entrüstungsgemeinschaft zusammen, und von außen ist lediglich an dem aufbrandenden dumpfen Stimmengewirr mit den unverkennbaren Intonationskonturen der Indignation und Lamentation zu erkennen, was sich hier „sub stage" abspielt.

In seinem periodischen Verlauf folgt der Klatsch weitgehend den Ereignissen des akademischen Jahres. Es beginnt mit dem Semesteranfangsklatsch, wo die alten Kollegen durchgehechelt und über die neuen Kollegen erste moralische Dossiers angelegt werden. Daraus entwickelt sich der kontinuierlich plätschernde Institutsklatsch, dem es freilich etwas an Würze fehlt, weil er quer zu den beteiligten Gruppen - von den Sekretärinnen über die Studierenden und den Mittelbau bis zu den Professoren (und zurück) - verläuft und deshalb alle Teilnehmer entsprechend vorsichtig zu Werk gehen. Angereichert wird der Informationsfluß auf dem akademischen Marktplatz durch Konferenzklatsch, Besucherklatsch etc., der nicht nur Neuigkeiten und Abwechslung bringt, sondern auch die beruhigende Gewißheit vermittelt, daß das soziale Netz, in das man eingebunden ist, weit über das eigene Institut hinausreicht.

Der kommunikative Aggregatszustand eines Instituts ändert sich deutlich in dem Augenblick, in dem Gremienklatsch die Gemüter bewegt. Bedeutsam wird dieser Klatsch im Umfeld von Gremienentscheidungen durch seine fraktionierende Kraft: Nach innen wirkt er gemeinschaftsbildend, nach außen abgrenzend und distanzschaffend. Eine nochmalige Steigerung erfährt dieser Zustand schließlich, wenn es um Berufungsklatsch geht. Die antagonistischen Kräfte können in solchen Fällen bekanntlich so stark werden, daß ganze Institute in eine Art von Parkinsonsche Schüttellähmung verfallen. Gerade für Berufungsangelegenheiten gilt ja Helmuth Plessners nüchterne Erkenntnis: „Jedem Gutachten läßt sich ein Gegengutachten konfrontieren, ergo entscheidet letztlich Irrationales." Und weil dies so ist, entfaltet der Wissenschaftsklatsch eigentlich erst bei Berufungsfragen seine volle Bedeutung. Die Literaturlisten, Publikationen und Vorträge eines Kandidaten allein geben schließlich keine Auskunft darüber, ob dies ein Kollege ist, mit dem sich einigermaßen friedlich am Institut zusammenleben ließe.

Wenn die Wissenschaft ihre Selbstaufklärung ernst nimmt und dazu Aufklärung über ihre kommunikative Verfaßtheit sucht, kommt sie nicht umhin, auch ins Kellergewölbe zu steigen und ihre kommunikative Substruktur, den Wissenschaftsklatsch, genauer zu inspizieren. Das ist im übrigen keineswegs eine selbstzweckhafte Beschäftigung. Die Vorgänge, die sich bei der Abwicklung und Neugründung wissenschaftlicher Einrichtungen in den neuen Bundesländern offensichtlich abgespielt haben, wären vermutlich besser zu verstehen, wenn man mehr über die Struktur und Funktion des Subdiskurses wüßte, der dabei - nach allem was man hört - eine große Rolle gespielt hat.

Jörg R. Bergmann

NAMEN & NACHRICHTEN

Ulrich Saxer wurde zum Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung bestellt. Er ist dort für den Bereich Medien zuständig.

Elisabeth Klaus hat einen der Bennigsen-Foerder-Preise (benannt nach dem ehemaligen Veba-Chef) erhalten. Die Preissumme von 49 000 Mark soll für eine Untersuchung über die Biographien lesbischer Journalistinnen verwendet werden.

Kurt Koszyk wurde als Fachgutachter für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft wiedergewählt. Neu gewählt wurde **Klaus Schönbach**.

Arnulf Kutsch hat am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Münster die Venia legendi für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Medien- und Fachgeschichte erhalten.

Wolfgang Donsbach wurde zum Professor für Publizistik mit Schwerpunkt empirischer Kommunikationsforschung unter besonderer Berücksichtigung des internationalen Vergleichs an die Freie Universität Berlin berufen.

Heinz Bonfadelli hat sich an der Universität Zürich im Fach Publizistikwissenschaft habilitiert.

Jan Tonnemacher wurde auf den Lehrstuhl für Journalistik II der Katholischen Universität Eichstätt berufen und inzwischen ernannt.

Marie-Luise Kiefer, Redaktionsleiterin der "Media Perspektiven", ging in den Ruhestand. Ihre Nachfolgerin wurde **Christa-Maria Ridder**.

Naruhito, japanischer Kronprinz, hat seine Brautsuche ohne Behelligung durch die Presse (vgl. AVISO No. 6) erfolgreich abgeschlossen. Die Auserwählte heißt **Masako Owada**.

Zu Gast bei Gutenberg

Presseecho auf den Medienökologie-Kongreß

„Auf den Schultern von Gutenberg" - unter diesem Motto fand im September 1992 der zweite Medienökologie-Kongreß statt, den die Stiftung Lesen in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Mainz veranstaltete. Dabei ging es unter anderem um Lesekultur, um den Nutzen der Medien und ihre Wirkung auf Mensch und Gesellschaft. Im folgenden ein Ausschnitt aus der Presseresonanz zu diesem internationalen Kongreß, bei dem rund 60 Wissenschaftler aus Biologie, Medizin, Psychologie, Soziologie und Kommunikationswissenschaft über den Wandel der Medienangebote und des Kommunikations- und Freizeitverhaltens diskutierten.

Kurt Reumann schreibt in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 28.9.1992 unter dem Titel „Wider das tödliche Amüsement":

„Stehen wir noch ‚auf den Schultern Gutenbergs'? Oder ist den Menschen das Lesen zu anstrengend geworden? Sehen sie lieber fern? Der Essener Professor Norbert Bolz bezeichnet das Buch in seiner ‚Theorie der neuen Medien' als ein total veraltetes Medium - so als wollte er die Stiftung Lesen verhöhnen, die ... nach Mainz eingeladen hatte. Dieser Hohn wirkt wie ein Aufguß des kanadischen Kulturkritikers McLuhan, der vor dreißig Jahren in seiner Schrift ‚Die Gutenberg-Galaxis' das Ende des Lesezeitalters verkündete. Bolz, ein neuer Medien-Guru?...

In allen westlichen Industriestaaten bezeugen Umfrageergebnisse, daß die Menschen immer weniger Zeit für das Lesen von Büchern und Zeitungen erübrigen und daß die Zahl der Analphabeten wächst. Allein in den Vereinigten Staaten sollen es 35 Millionen sein. Hierzulande gehe die Zahl auch schon in die Millionen, warnen Rolf Zitzlsperger und Hilmar Hoffmann von der Stiftung Lesen.

Diese Entwicklung scheint den New Yorker Professor für Medienökologie, Neil Postman, in seiner Überzeugung zu bestätigen, daß die Menschen sich mit dem Fernsehen ‚zu Tode amüsieren'. In Mainz wiederholte Postman seine Warnung, daß das Fernsehen alles auf das Niveau von Unterhaltung herabziehe, auch die Nachrichten. Das Fernsehen zerstöre daher die geistigen Bedingungen, unter denen das Lesen möglich sei: Es schwäche die Kraft zur Analyse, verhindere kritische Distanz. Dagegen erkennt er im Buch und in der Zeitung die Medien, die zur Anstrengung des Nachdenkens einladen, kritische Distanz herstellen, neue Ideen transportieren und Zusammenhänge erhellen..."

Unter der Überschrift „Bücher gegen Bilder" beschäftigt sich Wilhelm Schmid in der „Süddeutschen Zeitung" vom 30.9.1992 mit dem Medienökologie-Kongreß in Mainz:

„Natürlich ist es sinnvoll, die Situation und die Probleme der Fernsehgesellschaft zu beschreiben - eine Reihe von Referenten gab sich dieser Aufgabe hin, allerdings fast stets in Gefahr (Ausnahmen: Jo Groebel, Utrecht, Hans Mathias Kepplinger, Mainz), in banalen Alltagsbeobachtungen steckenzubleiben, die eh jeder kennt. Es fehlt ja nicht an empirischem Material, es fehlt an prinzipiellen Auseinandersetzungen, vor allem darüber, ob mit ‚Lesen' wirklich nur das Lesen eines Buchs gemeint sein kann oder nicht auch das Lesen beispielsweise von Bildern - aber dazu gab es auf diesem Kongreß nicht einmal zarte Ansätze. Man erschöpfte sich darin, Prozentzahlen von Buchlesern und Fernsehzuschauern hin und her zu schieben. War dabei etwas über das Lesen zu lernen? Nichts, außer daß es immer weiter bergab geht damit.

Medienanalytiker mit scharfem, wenn nötig zynischem Zugriff (Friedrich Kittler, Norbert Bolz) waren gar nicht erst eingeladen worden; sie hätten die etwas ‚gemütliche' Veranstaltung zweifellos aufgemischt. Eine eindeutige Schwäche war das Fehlen des semiotischen, strukturellen, philosophischen Zugriffs..."

Mechthild Zschau schreibt in der „Frankfurter Rundschau" vom 1.10.1992 unter dem Titel „Der Freiheitsgrad der Hirnpartien":

„Hat das Buch ausgedient? Sind wir schon längst auf dem Weg ins Cyberspace-Zeitalter, in dem Informationen nicht mehr brav Wort für Wort, Zeile für Zeile vermittelt werden, sondern bunt und vieldimensional auf Tastendruck und mit Datenhandschuh? Der Siegeszug des Fernsehens scheint unaufhaltsam. Computer und Videospiele überschwemmen die Haushalte, während Verlage und Buchhandel stöhnen unter dem Rückgang ihrer Umsätze, und der Analphabetismus in den Industriestaaten beängstigend ansteigt. Was hat in einer elektronisch piepsenden, digital dröhnenden, in Farb- und Gestaltungsorgien explodierenden Welt das Buch zu suchen, dieses gar zu anspruchsvolle Medium, dessen Nutzung jahrelanges Training voraussetzt, das Zeit und Stille verlangt und noch dazu ungeteilte Aufmerksamkeit?...

Medienökologie - das Wort, vor 13 Jahren geprägt für den ersten Kongreß dieser Art, hat mittlerweile einen ungut-en Beigeschmack, etwas ‚obszön Beschwichtigendes', sagt selbstkritisch Rolf Zitzlsperger von der veranstaltenden Stiftung Lesen. Es gibt keinen Zweifel: Das Buch braucht Hilfe, meint die Mainzer Gesellschaft. Hilfe von den Wissenschaften, die seine Notwendigkeit beweisen sollen...

Zunächst hatten die Hirnforscher das Wort. Mit Spannung wurden sie erwartet, erhofften sich doch die Mitglieder der weniger exakten Wissenschaften von ihnen endlich klaren Aufschluß darüber, ob und welcher Medienkonsum Schaden anrichtet im Gehirn. Der Schwede David Ingvar etwa hat festgestellt, daß beim Lesen bestimmte Hirnfunktionen aktiviert werden, beim lauten Lesen andere als beim stummen Lesen, beim Worte-Hören wiederum andere als beim Worte-Produzieren. Etwas passiert, aber was? Mit welchen Folgen? Wie kann das Geschehen im Hirn qualitativ gewertet werden?

Der Berliner Neurologe Otto Grüsser wagt immerhin eine These: Da jene Regionen des Gehirns, in denen die erst etwa 6000 Jahre junge Kunst des Lesens und Schreibens angesiedelt ist, schon etwa 2,5 Millionen Jahre alt sind, müssen vorher andere Fähigkeiten dort gelegen haben. Der Freiheitsgrad dieser Hirnpartien sei enorm groß und entwicklungsfähig, meint er, vermutlich könnten sie noch ganz andere Zeichensysteme erlernen und verarbeiten, für die unsere heutige Pädagogik viel zu wenig Raum lasse.

Sind das vielleicht jene Fähigkeiten, die die jungen Leute heute so mühelos mit Computern und Videospielen hantieren läßt, die ihnen den Umgang mit den rasend schnellen Fernsehbildern so selbstverständlich macht? Fähigkeiten also, die der zunehmenden Beschleunigung vielleicht eher gemäß sind als das mühselig langsame Lesen?..."

ARBEITSGRUPPEN

Public Relations als eigener Studiengang

Dialog über Ausbildung

Public Relations als Berufsfeld expandiert, aber Zugangsvoraussetzungen und Regeln für die Aus- und Weiterbildung gibt es ebensowenig wie eine funktionierende Erfolgskontrolle und anerkannte Abschlüsse. Einen systematischen und kritischen Vergleich der Aus- und Weiterbildungskonzepte in diesem Bereich hatten sich unter Leitung von Günter Bentele das Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Bamberg, die PR-Arbeitsgruppe der DGPuK und die Deutsche Akademie für Public Relations (DAPR) vorgenommen und etwa 60 Teilnehmer aus Wissenschaft und Praxis im Januar nach Bamberg eingeladen. Die Veranstalter sahen die Tagung als Beginn eines Dialogs mit dem Ziel, einen eigenen Studiengang für PR zu planen sowie die vielfältigen Weiterbildungsangebote zu vereinheitlichen und durch Erfolgskontrolle und Zertifikat aufzuwerten.

Die vortragenden Hochschullehrer (u. a. Benno Signitzer, Manfred Rühl und Barbara Baerns) plädierten für die Universitätsausbildung in Public Relations, Rühl vor allem mit dem Argument der Forschung, die nur an Universitäten betrieben werden könne. Darüber, ob es überhaupt einen eigenen Studiengang geben soll, ist man sich noch nicht einig; Bamberg jedenfalls hat sein Interesse angemeldet. Falls aber ja, so wurden die Partikularinteressen, wenn es um Ansiedlung und Ausgestaltung eines solchen Ausbildungsangebotes geht, bereits deutlich: Plädierte der Betriebswirt für den „BWL-Stallgeruch", so war man sich innerhalb der Kommunikationswissenschaft schon nicht einig, ob solches in einem Magister- oder Diplom-Studiengang besser aufgehoben sei.

Im zweiten Teil der Veranstaltung wurden die Aus- und Weiterbildungskurse vorgestellt, von denen es im Moment eine unübersichtliche Vielzahl gibt. Das - nicht in allen Fällen seriöse - Angebot geht von Wochenend- und Abendseminaren bis zu eineinhalbjährigen Kursen, die teilweise als Arbeitsförderungsmaßnahmen eingestuft und entsprechend unterstützt werden. Die gegenwärtige Sparpolitik sorgt allerdings dafür, daß die Bäume hier nicht mehr in den Himmel wachsen.

Alle vorgestellten Modelle beanspruchten, ihre Absolventen „in besten Positionen" untergebracht zu haben. Kritiker bezweifelten allerdings den Wert mancher Kurse und stellten die Frage, ob nicht vielfach PR-Berater „auf Halde" produziert würden. Um eine Vereinheitlichung bemüht sich die DAPR mit der Begründung, qualifizierte PR erfordere eine entsprechende Ausbildung und einen Befähigungsnachweis. Sie nimmt daher bei den Seminaranbietern die Abschlußprüfungen vor, was aber in der Branche nicht unumstritten ist. Bis zu einer verbindlichen Regelung, die gleichermaßen von Wissenschaft und Praxis getragen wird, scheint es noch ein langer Weg zu sein.

Jan Tonnemacher

Kontrolleure oder Papiertiger?

Kommunikation und Politik

„Landesmedienanstalten: Steuerung der Rundfunkentwicklung?", so lautete das Thema des diesjährigen Workshops der Arbeitskreise „Kommunikation und Politik" der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und der DGPuK. Schwerpunkt der Veranstaltung, die im November 1992 in der Alfred-Nau-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt stattfand, waren Referate über Forschungsförderung, Programmaufsicht, Programmstrukturpolitik, Lizenzierung und Programmkontrolle.

So referierte Hans J. Kleinsteuber über Rundfunksteuerung durch Rundfunkrecht, Otfried Jarren erläuterte Forschungsförderung und Forschungssteuerung am Beispiel der Landesmedienanstalten, Kurt R. Hesse zeigte den Nutzen der Inhaltsanalyse als Instrument der Programmkontrolle auf, und Klaus-Dieter Müller berichtete über mittelständische Fernsehproduzenten als Element der Rundfunkpluralität. Erfolge und Mißerfolge der Kontrolle durch die Landesmedienanstalten standen im Mittelpunkt einer Podiumsdiskussion mit dem Titel „Kontrolleure oder Papiertiger?"

Insgesamt war die Veranstaltung von in der Sache kontroversen, aber auf Kooperation angelegten Diskussionsbeiträgen geprägt. Vor allem die Zusammensetzung des Workshops mit Teilnehmern aus Wissenschaft und Forschung, von Programmachern und Vertretern der Landesmedienanstalten trug zu einem fruchtbaren Dialog bei. Die Referate und die Podiumsdiskussion werden in einem Tagungsband zusammengefaßt, der im Frühjahr im Münsteraner LIT-Verlag erscheinen soll.

Vom 8. bis 10. Oktober 1993 soll in Flecken Zechlin (Brandenburg) ein weiterer, allerdings stärker theorieorientierter Workshop des Arbeitskreises „Kommunikation und Politik" stattfinden, der unter der Leitung von Otfried Jarren stehen wird.

AUFGELESEN

„Guter Journalismus wie auch gute Wissenschaft sind entweder kritisch, oder sie verlieren den Grund ihrer ganzen Existenz, vor allem aber die Vertrauenswürdigkeit gegenüber dem Publikum. Immer kritisieren zu müssen macht sie nun freilich manchmal zu etwas unerfreulichen, weil regelmäßig unverträglichen Zeitgenossen. Ihre Lust zur Kritik wird dabei allzuleicht mit egoistischem Konkurrentenhader, wenn nicht gar blankem Futterneid verwechselt (die selbstverständlich auch nicht gar so selten sind). Aber dann muß man doch anfügen, daß die Kritik, selbst in manchmal boshaft-hämischer Form, eines der vorzüglichsten Mittel der Kooperation unter Intellektuellen, gleich welcher Branche, ist: Sie weist dem Irrenden den Weg auf den rechten Pfad und bestätigt den, der ihr widersteht, weil er recht hat, in seinem Selbstbewußtsein. Nur Unbedeutendes wird nicht kritisiert, und süß ist es, den Kritiker zum Widerruf genötigt zu sehen."

Hubert Markl in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 30. Dezember 1992

SELBSTPORTRAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (6): HJFRT



Schon ein erster Blick auf das Cover zeigt: Film wird ganz groß geschrieben in dieser Zeitschrift. Und: Cineasten sind offenbar nicht die Zielgruppe, denn die nüchterne graphische Aufmachung spricht Filmliebhaber wohl kaum an, sondern wendet sich an Wissenschaftler. Das „Historical Journal of Film, Radio and Television" (HJFRT) ist das offizielle Organ der International Association for Media and History (IAMHIST), die 1977 in Tutzing am Starnberger See gegründet wurde. Als internationaler Zusammenschluß von Kommunikationswissenschaftlern und Historikern widmet sich IAMHIST der Auseinandersetzung mit der audio-visuellen Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts in Forschung und Lehre.

Das HJFRT erscheint seit 1981 in Oxford, zunächst mit zwei, seit 1987 mit drei und ab 1993 mit vier Ausgaben jährlich. Jedes Heft hat einen Umfang von gut 100 Seiten: Neben vier bis sechs monographischen Fachaufsätzen, die bei Bedarf mit Standfotos aus Filmen illustriert sind, findet sich ein umfangreicher Nachrichtenteil mit erstmals publizierten mediengeschichtlichen Dokumenten, Berichten und Kommentaren zu Fachtagungen, Mitteilungen aus Archiven und von laufenden Forschungsprojekten und schließlich einer Reihe ausführlicher Buchrezensionen.

Einerseits sind die AV-Medien mehr oder minder passive Rezeptoren, in denen Geschichte ihren Niederschlag findet, aufbereitet und verarbeitet wird. Zugleich sind sie, angelegt auf die Konsumtion durch ein Massenpublikum, aktive Agenzien, die Geschichte machen. Der Mediengeschichtsschreibung stellt sich eine doppelte Aufgabe: quellenkritische Erschließung eines schier unermeßlichen nicht-schriftgebundenen Fundus der Kultur-, Sozial- und Politikgeschichte sowie analytische Bewertung des Einflusses, den die audio-visuellen Massenmedien auf geschichtliche Prozesse in diesem Jahrhundert ausüben.

In beiderlei Hinsicht wird den Lesern des HJFRT eine faktenorientierte Mediengeschichtsschreibung geboten, die faßliche Antworten auf klar formulierte Fragen sucht, wie zum Beispiel: Mit welchen Maßnahmen wurde der britische Filmmarkt in den dreißiger Jahren gegen Hollywood verteidigt? Welche Filme hat sich das englische Provinzpublikum im Zweiten Weltkrieg am liebsten angeschaut? Welchen Einfluß hat General McArthur auf die Reform des japanischen Rundfunks genommen? Was leisten Film und Fernsehen in verschiedenen Ländern, um nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Frauen wieder an Heim und Herd zu binden? Die überschaubaren Fallanalysen insbesondere zu wirtschaftlichen und politischen Aspekten audiovisueller Massenkommunikation gehen jeweils explizit über den erreichten Forschungsstand hinaus und stellen häufig Allgemeinplätze der Mediengeschichtsschreibung in Frage.

Eindeutiger Schwerpunkt der im HJFRT veröffentlichten Artikel ist die historische Propagandaforschung, wobei das Medium Film gegenüber Hörfunk und Fernsehen ein deutliches Übergewicht besitzt. Diese ungleiche Verteilung hat wohl weniger mit einer Vorliebe der Medienhistoriker fürs Kino zu tun, sondern gibt eher unterschiedliche Überlieferungslagen und Zugangsmöglichkeiten zu den einschlägigen Archiven wieder.

Das HJFRT ist derzeit die einzige Zeitschrift zur Geschichte der AV-Medien, die international arbeitet. Hingewiesen sei besonders auf die Themenhefte des HJFRT, die neuerdings einmal jährlich erscheinen und von Gastherausgebern verantwortet werden. Sie beschäftigten sich bisher mit John Grierson, dem Mentor des englischsprachigen Dokumentarfilms, mit dem russischen bzw. sowjetischen Kino der Stummfilmzeit, mit der Frauenpolitik in Spielfilmen der vierziger Jahre und der Geschichte des Fernsehens im „Dritten Reich".

In den vergangenen Jahren wird im HJFRT ein gestiegenes Interesse der vorwiegend angelsächsischen Autoren an der deutschen Mediengeschichte der Zwischen- und Nachkriegszeit sichtbar. So sind Beiträge erschienen zu den Parteitagsfilmen von Leni Riefenstahl, zu dem Propagandafilm „Sieg im Westen", zu Kriegsfilmen aus der Weimarer Republik, zur deutschen Antwort auf die BBC-Sendungen im Zweiten Weltkrieg, zu Goebbels' Hetzfilm „Der ewige Jude" und dem nationalsozialistischen Propagandafilm über das KZ Theresienstadt. Die nächste Ausgabe wird mehrere Beiträge enthalten über Film und Fernsehen im Kalten Krieg, darunter allein vier Artikel zur Situation in den beiden deutschen Staaten.

AVISO-Leser sind eingeladen, Beiträge und Mitteilungen an den verantwortlichen Herausgeber zu schicken, und zwar in deutscher oder englischer Sprache; publiziert wird ausschließlich englisch.

David Culbert / Martin Loiperdinger

Steckbrief

Gründung: 1981 als Organ der International Association for Media and History (IAMHIST)
Auflage: 750 Exemplare
Erscheinungsweise: ab 1993 (Vol. XIII) vierteljährlich
Herausgeber: David Culbert (verantwortlich), in Zusammenarbeit mit einem international besetzten Gremium von IAMHIST-Mitgliedern
Abonnementpreis: 35 US-Dollar oder 19.50 Englische Pfund (für IAMHIST-Mitglieder)
Adresse für Manuskripte: David Culbert, Departement of History, Louisiana State University, Baton Rouge, LA 70803, USA, Telefax 504-388-6400
Bezugsadresse: Dan Leab, IAMHIST Treasurer, P.O. Box 1216, Washington, CT 06793, USA, Telefax 203-868-0080

FORSCHUNG

Mündlich – schriftlich

Graduiertenkolleg an der Universität Freiburg

Seit 1985 arbeiten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus den Bereichen Sprachwissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Geschichte, Psychologie, Soziologie und Volkskunde an der Universität Freiburg zusammen in einem Sonderforschungsbereich (SFB 321: „Mündlichkeit und Schriftlichkeit"). Er wird geleitet von dem Romanisten Wolfgang Raible. Gemeinsames Ziel ist die Erforschung der sprachlichen und sozialen Phänomene, die im Zusammenhang mit der Einführung der Schrift in einzelnen Kulturen, mit dem Gebrauch von Schrift zu verschiedenen Zwecken des sozialen Lebens, mit dem Erwerb von Schreib- und Lesekenntnissen auftreten können.

Aus historischer Sicht erwiesen sich als Marksteine dieses Veränderungsprozesses etwa der Übergang zur Schriftlichkeit in der Antike, die Erfindung des Buchdrucks oder die Einführung von elektronischen Medien, durch die eine Verbreitung von Mitteilungen an ein Massenpublikum möglich geworden ist, ohne daß den Schriftzeichen dabei notwendigerweise eine zentrale Funktion für die Informationsvermittlung zukommt. Obwohl das Fach Publizistik bzw. Kommunikationswissenschaft in Freiburg nicht durch einen eigenen Lehrstuhl vertreten ist, werden hier also eine Reihe von Fragen aufgegriffen, die auch für Mitglieder unserer Gesellschaft von Interesse sind.

Im vergangenen Jahr ist nun zusätzlich zu den Arbeitsmöglichkeiten für Doktoranden und Doktorandinnen in den einzelnen Forschungsprojekten eine weitere Möglichkeit zur postgradualen Ausbildung in Form eines Graduiertenkollegs mit gleicher Schwerpunktsetzung geschaffen worden (unter der Leitung des Anglisten Paul Goetsch).

Bis zu 16 Graduierte und 2 Post-Doktoranden erhalten hierbei durch in der Regel zweijährige Stipendien die Gelegenheit, Fragestellungen aus dem Bereich „Schriftlichkeit – Mündlichkeit" selbständig zu bearbeiten. Betreut werden diese Arbeiten jeweils von einem Professor der Universität Freiburg. Die Kollegiaten werden in ihrer Arbeit durch spezielle Seminarangebote und durch eigene Fachtagungen oder Gastvorträge unterstützt. Darüber hinaus nehmen sie auch an den regelmäßigen Veranstaltungen des Sonderforschungsbereichs teil. Durch die gegenseitige Unterrichtung und Beratung, in die Wissenschaftler verschiedener Fachbereiche einbezogen sind, ist ein effizientes und kooperatives Diskussionsklima entstanden, das die Zusammenarbeit aller Beteiligten positiv beeinflußt.

Einzelne Rahmenthemen, innerhalb derer sich die im Kolleg geförderten Doktorarbeiten oder Habilitationsvorhaben bewegen sollen, werden regelmäßig in der „Zeit" ausgeschrieben. Neben Arbeiten, die sich mit dem Beziehungsverhältnis von Text und Kommentar, mündlichen und schriftlichen Dialogen (z.B. im Film, im Hörspiel oder im Drama) sowie mit der unterschiedlichen Bewertung des Lesens und Schreibens in verschiedenen Epochen und Kulturen auseinandersetzen, werden hier auch Untersuchungen zum Thema „Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Rundfunk und Fernsehen verschiedener Kulturen" gefördert.

In dem letztgenannten Bereich finden sich zum Beispiel Projekte, in denen es um den Übergang von traditioneller Folklore zu massenmedial vermittelter populärer Musik in Ghana geht, um die Anpassung des sprachlichen Handelns von Rundfunkmoderatoren an spezielle Kommunikationssituationen (etwa beim „phone-in"-Radioprogramm) oder um Formen und Funktionen fremdsprachiger Elemente in der deutschen Anzeigen-, Rundfunk- und Fernsehwerbung. Symposien, die sich mit medienwissenschaftlichen Fragen auseinandersetzen, befassen sich mit Themen wie „Spracherwerb und Mediengebrauch", „Die Rhetorik amerikanischer Präsidenten seit Franklin D. Roosevelt" oder „Design und Struktur von Medienwelten: Produktanalysen von Gesprächs- und Präsentationsformen in Massenmedien". *Michael Charlton*

Kommunikative Aspekte von Städtebau und Wohnungswesen

Schader-Preis für Gesellschaftswissenschaftler

Um die Erarbeitung und Umsetzung gesellschaftswissenschaftlicher Erkenntnisse zu fördern, hat die in Darmstadt ansässige Schader-Stiftung den Preis „Gesellschaftswissenschaften im Praxisbezug" eingerichtet. Der Preis soll jährlich in verschiedenen Kategorien zu einem speziellen Themengebiet vergeben werden. Für das Jahr 1993 ist dies das Thema „Städtebau und Wohnungswesen". Als weitere Schwerpunkte sind 1994 „Alter", 1995 „Migration" und 1996 „Verkehr" vorgesehen.

Gemeinsam mit der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft schreibt die Schader-Stiftung in der Preiskategorie Wissenschaft ab sofort jährlich einen Preis für die Kommunikationswissenschaft aus. Er ist mit 10 000 Mark dotiert und wird von einer unabhängigen Jury vergeben, der vier fachbezogene Wissenschaftler und ein Praktiker angehören.

Ausgezeichnet werden in diesem Jahr wissenschaftliche Arbeiten zum Themenbereich „Kommunikative Aspekte von Städtebau und Wohnungswesen". Diese Arbeiten müssen einen ausgeprägten Praxisbezug haben, konkrete Anweisungen für praktisches bzw. politisches Handeln beinhalten und von besonderer wissenschaftlicher Qualität sein. Es können veröffentlichte wie unveröffentlichte, in deutscher Sprache verfaßte Studien eingereicht werden. Sie sind bis zum 30. April 1993 zu senden an die Vorsitzende der Jury: Irene Neverla Universität Hamburg, Institut für Journalistik, Allende-Platz 1, W-2000 Hamburg 13.

AUSLAND

Medien-Wunderland Italien

Laboratorium der Innovation - Beobachtungen bei einem Forschungsaufenthalt

Da soll Europa zusammenwachsen - aber unsere südlichen Nachbarn nehmen wir noch immer kaum wahr. Gewiß, wir reisen hin, schwelgen in Kulturgütern und Chianti-Wein, genießen die landschaftliche Schönheit, die Sonne, das Meer und lassen uns auch gerne - wer möchte heutzutage nicht als Hedonist gelten? - irgendeiner „Toskana-Fraktion" zurechnen.

Aber wer kümmert sich schon als Medienforscher um ein Land wie Italien? Hätten nicht gerade Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler, die Journalisten und andere Berufskommunikatoren ausbilden, als erste das noch fremde Terrain zu erschließen und Kommunikation herzustellen? Müssen wir nicht über die Mediensysteme und Kommunikationskulturen unserer Nachbarn gründlicher Bescheid wissen, wenn wir die europäische Integration, trotz aller Widrigkeiten, weiter vorantreiben wollen? Integration wird sich nur durch vermehrte Kommunikation bewerkstelligen lassen. Und wenn sie nicht mißlingen soll, setzt dies Kenntnis der Kommunikationssysteme und -gewohnheiten voraus.

Die folgenden Mosaiksteinchen, gesammelt während eines fünfmonatigen Erkundungs- und Forschungsaufenthalts am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz, vermögen keine systematische Analyse zu ersetzen. Sie hätten indes ihren Zweck schon erfüllt, wenn sie einige Kollegen neugierig machten oder nachdenklich stimmten.

Italien ist Europas Fernseh-Wunderland. Derzeit werden jährlich 32 000 Stunden Fernseh-Fiktion und 11 000 Stunden Spielfilme übertragen - umgerechnet sind das täglich weit über 100 Programmstunden und damit knapp fünfmal so viel Zeit, wie ein Tag Stunden zählt.

Fernsehen versus Zeitung

Was die geschäftliche Seite und damit die Umsätze im TV-Business anlangt, rangiert Italien auf Platz 3 der Weltrangliste - hinter den USA und Japan. Dabei übersteigen jedoch die Importe an fiktionalen TV-Programmen in Höhe von 500 Milliarden Lire die Exporte um das Fünffache. „Zusammengenommen, sind wir in Italien nicht mehr als 60 Millionen Menschen, aber wir produzieren Fernsehen, als wären wir 300 Millionen", kommentiert der Fernsehexperte Pippo Baudo die Entwicklung.

Übrigens: 65 Prozent aller italienischen Gymnasiasten sitzen während des Mittagessens vor der Glotze; beim Abendessen steigt dieser Wert sogar auf 71 Prozent. Innerhalb eines Jahres haben dagegen die italienischen Tageszeitungen zwei Millionen Leser verloren - das sind zehn Prozent. Auch die Werbeeinnahmen sind rückläufig.

Die Verleger fordern einerseits wieder staatliche Subventionen, andererseits Werbebegrenzungen für das Fernsehen. Im Juli richtete Giovanni Giovannini, Präsident des italienischen Zeitungsverleger-Verbandes, einen Alarmbrief an Italiens Ministerpräsident Giuliano Amato. Blätter wie „La Repubblica" und der „Corriere della Sera" berichteten in Großaufmachung darüber - was sich als Indiz dafür werten läßt, daß in italienischen Medien intensiver Medienjournalismus betrieben wird als hierzulande, aber auch, daß im redaktionellen Angebot dabei die medienpolitischen bzw. kommerziellen Eigeninteressen der jeweiligen Medienunternehmen ziemlich ungehemmt durchschlagen.

Italien ist bislang das einzige westliche Industrieland, in dem das Fernsehen mehr als die Hälfte des gesamten Werbekuchens vereinnahmt. Die Marktmacht von Berlusconis Medienimperium Fininvest ist inzwischen so groß, daß sich darob nicht nur der Verlegerverband, sondern auch die Journalistengewerkschaft spaltet: So wies Leonardo Mondadori, der Präsident des gleichnamigen, inzwischen mehrheitlich zu Berlusconi gehörigen größten italienischen Buch- und Zeitschriftenverlags, kürzlich darauf hin, daß die „Kriegserklärung" des Verlegerverbandes gegen eines seiner Mitglieder ein „in der Industriegeschichte Italiens einmaliger Vorgang" sei. Die Journalistengewerkschaft mußte dagegen schon im Frühjahr die Erfahrung machen, daß ihr die eigenen Mitglieder in Sachen Berlusconi die Gefolgschaft verweigerten: An einem „Tag des Schweigens", an dem die Fininvest bestreikt werden sollte, waren alle drei Fernsehprogramme Berlusconis regulär auf Sendung.

Soft News im Vormarsch

Es ist schon bemerkenswert, wie „La Repubblica" Marlene Dietrich verabschiedet: „Addio Marlene" ist der zweite Aufmacher auf Seite 1 betitelt. Innen sind dann die Seiten 12 bis 15 ausschließlich dem „Blauen Engel" gewidmet; auf Seite 15 schließlich findet sich der freundliche „Hinweis an die Leser", daß aus „absolutem Platzmangel"(!) die Kommentarseite und die Leserbriefspalte heute leider entfallen müsse. Erst auf Seite 17 folgt ein aktueller Bericht zur Streiklage in Deutschland.

Die Soft News haben also in Italien längst auch die „seriösen" Printmedien erobert, vor allem wohl deshalb, weil praktisch der gesamte Vertrieb über den Kiosk erfolgt und somit alle Zeitungen

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
Redaktion: Walter Hömberg
Erscheinungsweise: Zwei- bis dreimal jährlich. Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 15. April 1993
Produktion: Wolfgang Pütz
Druck: Brönner&Daentler, Eichstätt
Redaktionsanschrift:
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26
D-8078 Eichstätt
Telefon (08421) 20-564 / -562
Telefax (08421) 20-553

Straßenverkaufsblätter sind. Gleichwohl, „La Repubblica" ist eine Zeitung, deren Rolle als Leitmedium in der italienischen Presselandschaft eher mit der „Süddeutschen Zeitung" denn mit der von „Bild" in Deutschland zu vergleichen wäre. „Addio Marlene" - Nachrichtenwerte also all' italiana...

Auf der skandalgeschüttelten Halbinsel stimmt nichts mehr in diesem Sommer 1992, schon gar nicht das herkömmliche Weltbild der (Nord-)Italiener, wonach auf der Landkarte oben die



tüchtigen Saubermänner aktiv sind, während unten der Süden im Sumpf von Mafia, Faulheit und Korruption versinkt. Die hartnäckigen Recherchen des Richters Antonio di Pietro haben ausgerechnet Mailand zum Epizentrum eines Erdbebens werden lassen, das das gesamte politische System Italiens in seinen Grundfesten erschüttert. Ein Bestechungsskandal nach dem anderen wird aus der nördlichen Metropole gemeldet, die inzwischen „Tangentopoli" heißt (tangenti = Schmiergelder). Hohe und höchste Politiker sind darin verwickelt.

Korruption in der Kammer

Die beiden Morde an den obersten Mafia-Jägern Falcone und Borsellino haben sich zwar in Sizilien zugetragen; vorbereitet wurden aber auch sie von Operationsbasen, die sich im Norden befinden - jenseits der italienischen Grenzen sogar, ausgerechnet in jenem Land, das aus italienischer Sicht stets als Musterland mit einer funktionierenden Obrigkeit galt, die allemal für Recht und Ordnung sorgt.

Gegenüber den großen Skandalen nimmt sich der kleine, in den im letzten Herbst die italienische Journalistenkammer, der Ordine dei Giornalisti, verwikkelt war, wie eine Bagatelle aus: Bei den Prüfungen, die in Italien über die Berufszulassung entscheiden, ging es nicht mit rechten Dingen zu; Examenskandidaten sollten nicht nach ihrer Prüfungsleistung beurteilt, es sollte ihnen vielmehr aufgrund von „raccomandazioni", von Empfehlungen, über die Examenshürden geholfen werden.

Ganz auf die leichte Schulter zu nehmen ist der Vorfall indes nicht: Ausgerechnet jenes Selbstkontrollorgan hat sich als korrumpierbar erwiesen, das eigentlich über die Rechtschaffenheit derjenigen wachen sollte, deren vornehmste Aufgabe es ist, als „Merker" die „Macher" zu kontrollieren und für das nötige Mindestmaß an Hygiene im öffentlichen Leben zu sorgen. Der „kleine" Skandal ist damit bei näherem Hinsehen den „großen" durchaus ebenbürtig.

Der Vorfall hat immerhin eine mühselige Reformdiskussion ausgelöst, die der Ordine auch sonst bitter nötig hat. Das mögen ein paar Zahlen verdeutlichen: De iure sind Italiens Journalisten in der Kammer zwangsmitgliedschaftlich organisiert, soll heißen, die Berufsbezeichnung „giornalista" darf nur führen, wer eine Zulassungsprüfung bestanden und in den Ordine als Mitglied aufgenommen wurde. Das ist aber nur bei 12 000 der insgesamt 45.000 italienischen Journalisten der Fall. Über 70 Prozent der Journalisten arbeiten inzwischen ohne den Segen der Kammer als „pubblicista", aber damit auch unter Verzicht auf einige berufsständische Privilegien. Sie haben damit längst de facto das Kammerprinzip unterlaufen.

Als eigenständiges Fach mit einer fünfjährigen akademischen Ausbildung und einem entsprechenden Abschluß (laurea in scienze della comunicazione) hat jetzt die Kommunikationswissenschaft auch in Italien vom Hochschulministerium „höhere Weihen" erhalten. Es kann in den Fachrichtungen Massenkommunikation/Journalismus und Institutionelle Kommunikation studiert werden, und zwar zunächst in Turin, Siena und Salerno. Die Planungen sehen für die Zeit nach 1993 auch Bologna, Rom und Neapel als weitere Standorte vor.

Diplome sind für eine dreijährige journalistische Ausbildung bereits an den Universitäten von Perugia, Palermo, Neapel, Genua, Bari und Macerata erhältlich. In Werbung und PR (tecniche pubblicitarie) wird in Palermo und Perugia ausgebildet.

Journalismus in Bewegung

Die italienische Kommunikationswissenschaft ist also in einem Stadium schubartigen Wachstums - vergleichbar den siebziger Jahren in der Bundesrepublik. Damit einhergehend wächst auch das Selbstbewußtsein der italienischen Kommunikationsforscher. Giovanni Bechellono (Universität Florenz) hat bei den Florentiner Medientagen im April 1992 - wohl zu Recht - angedeutet, daß „all das, was im Bereich der Medien und Kultur, des Fernsehens und Journalismus in Bewegung geraten ist", aus Italien ein „Laboratorium der Innovation" habe werden lassen - auch für Länder wie die USA, die lange Zeit der wichtigste, wenn nicht einzige Referenzpunkt für die Medienforscher ebenso wie für die Profis aus Medienindustrie und Journalismus gewesen seien.

Zu den Besonderheiten, ja zu den Merkwürdigkeiten des institutionalisierten Europa zählt es wohl auch, daß die Publizistikwissenschaft im Fächerspektrum des Europäischen Hochschulinstitutes in Florenz bisher fehlt. Dabei wäre ein thematisch auf Europa hin orientiertes Aufbaustudium gerade für diejenigen wichtig, denen beim Zusammenwachsen Europas weiterhin eine Schlüsselrolle zukommen dürfte: eben für Journalisten und andere Medienpraktiker.

Stephan Ruß-Mohl

SCHLUSSWORT

„Ich habe Journalisten nie gemocht. Und ich habe sie alle in meinen Büchern schaurig sterben lassen."

Agatha Christie